

QUT Digital Repository:
<http://eprints.qut.edu.au/>



Foth, Marcus (2000) *Kreatives Schreiben [Creative Writing]*, Foth, Marcus, Eds. .
Books on Demand.

© Joint Copyright 1999 (The Authors)
Posted with the permission of the copyright owner for your personal use only. No
further distribution is permitted without permission of the copyright owner.

KREATIVES SCHREIBEN

SOMMERAKADEMIE DER
STUDIENSTIFTUNG DES DEUTSCHEN VOLKES
MIRBACHSTRASSE 7 · D-53173 BONN BAD GODESBERG
WWW.STUDIENSTIFTUNG.DE

KURS
»KREATIVES SCHREIBEN«

PROF. DR. GERT UEDING
SEMINAR FÜR ALLGEMEINE RHETORIK DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM KORFF
PHILOSOPHISCHES SEMINAR DER UNIVERSITÄT HANNOVER

ALPBACH · ÖSTERREICH · MCMXCIX

LAYOUT UND GESTALTUNG:
MARCUS FOTH, HRSG.

HERSTELLUNG:
LIBRI BOOKS ON DEMAND
GUTENBERGRING 53 · D-22848 NORDERSTEDT
WWW.BOD.DE

ISBN 3-89811-413-9

COPYRIGHT © MCMXCIX
ALLE RECHTE LIEGEN BEI DEN AUTOREN

Inhalt

Friederike Böllmann:

Die Modernisierung des Leipziger Hauptbahnhofs 6

Julia Deutsch: Antonio R. Damasio: Descartes Irrtum 10

Marcus Foth: Wa d'Wälder geschaffe hen 15

Nadja Gitzen: Was bleibt von der Gesamtschulpädagogik? 18

Julia Haungs: Soll die Subventionierung der Theater aus
öffentlichen Mitteln beendet werden? 22

Dorothea Kleine: Thomas Wolfe in München 25

Thomas Klute: Kreatives Weben – die Rhetorik der Web-Site 28

Felix Koch: Newton's College nach Newton 32

Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Korff:

Probefahrt mit dem Brennstoffzellen-Auto „Necar 4“ 36

Julian Kramer: Die Reise um mein Arbeitszimmer 41

Maria Slowinska: Weh und Ach 45

Alexander Thies: Ein Sonntag in Leipzig 49

Hans-Thomas Tillschneider: Charaktere 52

Nico Voigtländer: Topsegler trotz aufwendiger Antriebstechnik 57

Friederike Böllmann: Taubenaugen	60
Julia Deutsch: Ein halbes Jahr	64
Marcus Foth: Mia	66
Nadja Gitzen: Die Mondtäuschung	69
Julia Haungs: Routine-Untersuchung	71
Jan Henning Höffler: Begegnungen	74
Dorothea Kleine: Ich und mein Zwilling	78
Thomas Klute: Einblicke	82
Felix Koch: Messing	83
Julian Kramer: Weiterleben	86
Mireille Martin: Ich und mein Zwilling	88
Maria Slowinska: Samstag	90
Alexander Thies: Jahr des Sommers	92
Sara Tolok: Absprung	94
Nico Voigtländer: lam-’bras: Weg und Erkenntnis	96
Christian Weiß: Ich und mein Zwilling	98
Mireille Martin: Verhaltensbiologische Beobachtungen am Homo sapiens stiftensius	100

Friederike Böllmann

Die Modernisierung des Leipziger Hauptbahnhofs

Wer in Leipzig heute aus dem Zug steigt, vermag seinen Augen nicht zu trauen: Von der immensen Weite der Bahnhofshalle überwältigt, findet sich der Reisende inmitten eines einladenden Einkaufszentrums wieder. Unter der gläsernen Überdachung, deren Fläche etwa zwölf Fußballfeldern entspricht, fühlt man sich in eine futuristische Utopie versetzt. Im klaren Sonnenlicht glänzen riesige Glasscheiben, leuchten die Farben der Züge, und in den neuen blanken Fußbodenplatten spiegeln sich die Passagiere und die Einkaufslustigen. Die obligatorischen düsteren Schmutzecken und die Taubenschwärme, die jeder Bahnhofsatmosphäre diesen unangenehmen Beigeschmack geben, sind gänzlich verschwunden. Wer die Augen schließt, wähnt sich eher in einem Café als auf dem Bahnhof, so steigt ihm der Duft von Gebäck und Kaffee in die Nase. Dann schallen Rufe und Lautsprecherdurchsagen die unzähligen Bahnsteige entlang, und man befindet sich wieder mitten im Herzen Leipzigs. Denn der Leipziger Hauptbahnhof empfängt seine Gäste im Zentrum der sächsischen Metropole, die besonders deutlich von Wandel, von Wachstum und Erneuerung geprägt ist.

Von der Vision zur Realität

Am 1. März 1994 schrieb die Bahnhof Management und Entwicklungsgesellschaft, Frankfurt am Main, einen Architekturwettbewerb mit der Aufgabe aus, den Hauptbahnhof umzugestalten und gleichzeitig städtebaulich zu integrieren. Das Projekt der Düsseldorfer Hentrich Petschnigg & Partner KG (HPP) gewann den Wettbewerb. Der Vorsitzende des Preisgerichtes, Prof. Angerer, lobte die gelungene Verbindung von Denkmalpflege und Wirtschaftlichkeit. Der Umbau sollte das immer weniger besuchte alte Gebäude, das aus der Eisenbahnzeit stammt, in der heutigen Epoche des Straßenverkehrs wieder attraktiver gestalten. Angerer sah darin einen wesentlichen Beitrag, „den Hauptbahnhof Leipzig in seiner Bedeutung für das städtische Leben zu aktivieren“, und der damalige Leipziger Oberbürgermeister Hinrich Lehmann-Grube versprach eine „Impulswirkung für die Innenstadt“.

Bürgerprotest zum Baubeginn

Als im November 1995 die größte Bauphase des Leipziger Hauptbahnhofs seit 1915 und dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, blieben viele Gäste und ein großer Teil der Leipziger Bevölkerung noch skeptisch. Bürger protestierten gegen den Umbau. Mittlerweile ist der Bahnhof in seinem neuen Äußeren und seiner erweiterten Funktion nicht mehr aus dem Stadtbild wegzudenken.

Die „Promenaden“ – nicht nur für Reisende

Das neue Konzept der Architekten verknüpft Einzelhandel, Dienstleistungen und Gastronomie mit der eigentlichen Funktion des Bahnhofes. Durch eine riesige linsenförmige Öffnung auf dem Boden der Querbahnsteighalle gelangt man zu den „Promenaden“, die sich nach unten auf drei Ebenen erstrecken. Damit man im Warmen gemütlich einkaufen kann, trennen große Spezial-Glasscheiben die Längsbahnsteighallen von den „Promenaden“. Auf dem gigantischen Areal befinden sich nun etwa 140 Läden und zusätzliche Dienstleistungseinrichtungen, die mit Gleisanschluß und im Stadtzentrum ideal gelegen sind. Zur Eröffnung war die gesamte Fläche bereits voll vermietet. Über 1000 neue Arbeitsplätze sind so entstanden. Die Sächsische Staatsregierung genehmigte die Verlängerung der Ladenöffnungszeiten bis 22.00 Uhr abends, so daß man jederzeit in Restaurants und Cafés sitzen oder von der Zahnbürste bis zum Designerkleid alles kaufen kann. Die Angebote finden einen großen Anklang und ziehen nun etwa 80.000 Personen pro Tag an.

Trotz aller wirtschaftlichen Aspekte mußte der Hauptbahnhof natürlich funktional bleiben. Praktisch ist daher, daß sich die Wege der Reisenden nicht mit denen der Einkäufer überschneiden müssen. Die Leipziger schätzen das zweite Stadtzentrum sehr und strömen auch ohne Reiseziel durch das Bahnhofsgebäude.

Neuer Glanz – Neue Kapazitäten

Ein Fußgängertunnel, durch den man unterirdisch von der Innenstadt in die Westhalle gelangt, sowie alle Dächer, Fenster, Fassaden und Fußböden wurden erneuert. Nun ist auch Parken kein Problem mehr, da etwa 1.300 Stellplätze für Autos zur Verfügung stehen. Besondere Zustimmung finden die historischen Wartesäle, die wie die Eingangshallen und die Freitreppen nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten restauriert wurden. Überdies schufen die Architekten die Bedingungen für den zukünftigen Bau einer U-Bahn-Linie. Schon vor dem Ersten

Weltkrieg hatte man die U-Bahn-Verbindung geplant, sie bisher jedoch nicht realisiert.

Ein außerordentlicher Aufwand

An dem gewaltigen Bauvorhaben waren mehr als 100 Firmen und bis zu 2.000 Menschen beteiligt. Trotzdem der Hauptbahnhof lange eine riesige Baustelle blieb, konnte man bemerkenswerterweise den Zugverkehr fahrplanmäßig und zuverlässig abwickeln. Die Kosten, um das Projekt vorzubereiten und sämtliche erforderlichen Baumaßnahmen durchzuführen, betragen etwa 500 Millionen Mark, von denen 400 Millionen Mark von privaten Investoren stammen. Soviel hatte man bisher noch nie aufgewendet, um einen deutschen Bahnhof zu restaurieren.

Wo Geschichte in Stein gehauen ist

Die Bausubstanz war es auf jeden Fall wert, wieder in ihren würdigen Zustand versetzt zu werden, denn die interessante Geschichte der Stadt Leipzig und des imposanten Bauwerkes kann man an dessen Fassaden und an jedem Detail ablesen. Nachdem zwischen 1837 und 1874 sechs Bahnhöfe an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet entstanden waren, einigten sich im Jahre 1902 die sächsische und die preußische Eisenbahnverwaltung, einen gemeinschaftlichen „Central-Bahnhof“ zu bauen. Trotzdem standen sich Sachsen und Preußen als Kontrahenten gegenüber, verteidigten strengstens ihre Monopole und erhoben beide Anspruch auf den Standort.

Aus dem öffentlichen Wettbewerb gingen die Dresdner Architekten Lossow & Kühne mit ihrem Entwurf „Luft und Licht“ als Sieger hervor. Nach einer neunjährigen Bauzeit erhielt das majestätische Empfangsgebäude am 4. Dezember 1915 den Schlußstein. Bis heute sind die spiegelbildlich gleichen West- und Ost-Eingangshallen ein Charakteristikum des markanten Empfangsgebäudes. Doch nicht nur die Architektur des Hauptbahnhofes repräsentierte den sächsisch-preußischen Dualismus. So gab es noch bis 1934 alles doppelt: Die Gleise 1 bis 13 gehörten der preußischen, Nummer 14 bis 26 der sächsischen Bahn. Akkurat betrieb man eigene Stellwerke, Uhrensysteme und Beschilderungsordnungen und verbot Reisenden, „die Seiten zu wechseln“.

Während des Zweiten Weltkriegs zerstörten Bomben den Leipziger Hauptbahnhof so stark, daß man ca. 40 Mio. DM aufwenden mußte, um ihn wieder aufzubauen. Erst 1965 war der Schaden behoben. In den

vergangenen Jahrzehnten hatte das Bahnhofsgebäude an Ansehnlichkeit verloren, da notwendige Instandsetzungsmaßnahmen ausblieben. Der Bahnhof mußte dringend erneuert werden.

Die feierliche Wiedereröffnung

Am 12. November 1997 weihte der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl vor etwa 900 Gästen, darunter Bahnchef Johannes Ludewig und Leipzigs neuer Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee, den restaurierten und modernisierten Hauptbahnhof festlich wieder ein. Kohl nannte den Bahnhof „eine gute Visitenkarte der Bahn“ und „die Sanierung des größten Kopfbahnhofes Europas ein hervorragendes Beispiel für den Aufbau Ost.“

Wieder eine Reise wert

Als größter Kopfbahnhof Europas ist der Leipziger Hauptbahnhof ein Baudenkmal höchsten Ranges. Für Martin Lepper, den Vorsitzenden des Geschäftsbereiches Personenbahnhöfe, ist das technische Meisterwerk nun wieder „einer der attraktivsten und schönsten Bahnhöfe Deutschlands“.

Wo sich viele Verkehrswege treffen, ist der Hauptbahnhof ein Tor zur Region und nach ganz Osteuropa, ein Tor zur Messe- und Handelsstadt, und nicht zuletzt zur Kulturstadt Leipzig. Selbst dient er als bedeutender Wirtschaftsträger und bietet viele neue Arbeitsplätze. Der modernisierte Leipziger Hauptbahnhof steht stellvertretend für die gesamte städtische Entwicklung. Schließlich kann jeder Besucher auf seinem Weg in die Stadt erleben, daß Leipzig hält, was es mit dem großartigen Empfang verspricht: Aufbau, Aufschwung und Bewegung.

Julia Deutsch

Antonio R. Damasio: Descartes Irrtum Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn

Moderator: „Cogito, ergo sum.“ – „Ich denke, also bin ich.“ So lautet das wohl bekannteste Zitat der Philosophiegeschichte von Descartes. Mit dem Titel „Descartes Irrtum“ wagt nun der amerikanische Neurologe Antonio Damasio dem Philosophen zu widersprechen. Wie und warum er aufbegehrt, versucht Damasio dem medizinischen Laien und Hobbyphilosophen gleichermaßen verständlich, auf 380 Seiten mal hochwissenschaftlich, mal tiefenpsychologisch zu erläutern.

Herr Damasio, ich begrüße Sie in meiner Sendung. Wer war Descartes und was bedeutet überhaupt der Satz „Ich denke, also bin ich“?

Damasio: Rene Descartes lebte im 17. Jahrhundert. Er war französischer Philosoph und Mathematiker und kann in einem Atemzug mit Sokrates und Platon genannt werden. Allesamt waren sie ausgeprägte Rationalisten. Sie hielten die Vernunft für die einzig sichere Quelle der Erkenntnis.

Der Satz „Cogito, ergo sum“ besagt, daß das Denken und das Bewußtsein vom Denken die eigentlichen Grundlagen des Lebens sind. Gleichzeitig hielt Descartes das Denken für eine Tätigkeit, die sich losgelöst vom Körper vollzieht. Die Kopplung beider Aussagen ergibt einen sogenannten Dualismus, das heißt die radikale Trennung von Geist und Körper.

Moderator: Woran stößt sich nun der Neurologe von heute?

Damasio: Meine Einwände betreffen erstens Descartes Auffassung vom Wesen der Rationalität und zweitens den eben genannten Dualismus. Natürlich lernte auch ich früher, vernünftige Entscheidungen trafe man besser mit einem kühlen Kopf ohne Rücksicht auf Empfindungen. Ich stellte mir demnach für Vernunft und Gefühl separate

neuronale Grundlagen und Bahnen vor. Bis ich eines Tages auf einen Patienten traf, bei dem bestimmte Hirnareale zerstört waren. Obwohl jene Instrumente, die im allgemeinen als hinreichend für rationales Verhalten gelten, noch intakt waren, zeigte sich der Patient plötzlich unfähig, in alltäglichen Situationen korrekte Entscheidungen zu treffen. Sein Wissen, Gedächtnis und Aufmerksamkeitsgrad waren normal und trotzdem handelte er dem zuwider, was sozial angemessen und für ihn persönlich von Vorteil gewesen wäre. Zusätzlich schien der Patient seit der Erkrankung unfähig, Emotionen zu zeigen. Mein Buch gründet nun auf der Hypothese, daß die Gefühlswelt eben doch ein unabdingbarer Bestandteil unseres Verstandes ist.

Moderator: Sie spielen hiermit sicher auf ein großes Kapitel Ihres Buches an, das von der menschlichen Intuition handelt, die keinen geringen Anteil an der Entscheidungsfindung trägt. Aber kommen wir auf Descartes Dualismus zurück. Warum lassen sich Ihrer Meinung nach Körper und Geist keinesfalls getrennt betrachten?

Damasio: Sehen Sie, ich habe bei der Untersuchung von Gedächtnis-, Sprach- und Denkstörungen zahlreicher hirngeschädigter Patienten die feste Überzeugung gewonnen, daß geistige Aktivität nicht nur auf das Gehirn, sondern auch auf den restlichen Körper angewiesen ist. Hier kommen wiederum die Empfindungen ins Spiel.

Moderator: Bevor Sie fortfahren, wie lautet denn Ihre Definition von „Empfindung“?

Damasio: Ich verwende dazu gerne folgendes Bild. Sehen wir den Körper einmal als eine Landschaft, die wir durch ein Fenster betrachten. Die Struktur der Landschaft bilden unsere Organe wie Herz, Lunge oder Darm. Der Zustand der Landschaft – ob es zum Beispiel gerade hell oder dunkel, laut oder leise ist – ergibt sich aus der jeweiligen Funktionsweise dieser Organe. Eine Empfindung verstehe ich als momentanen Blick auf einen Teil dieser Körperlandschaft. Sozusagen ein innerer Blick auf den Organismus in voller biologischer Aktion. Könnte ich in den verschiedenen Lebenslagen

keine verschiedenen Körperzustände empfinden, die genetisch als angenehm oder unangenehm festgelegt wurden, gäbe es für mich weder Freud noch Leid, weder Glück noch Trauer.

Moderator: Gut, und inwiefern spielen die Empfindungen eine Rolle bei der Verknüpfung von Körper und Geist?

Damasio: Meiner Meinung nach bilden sie eine Art Knotenpunkt zwischen Körper und Geist. Der Psychologe William James bezeichnete den Körper als „Bühne für die Gefühle“. Empfindungen und Gefühle gehen nämlich folgenden Weg: vom Gehirn oder Geist zum Körper und wieder zurück zum Gehirn.

Stellen wir uns eine Gefahrensituation vor. Das Gehirn läßt eine Fülle von neuronalen und biochemischen Signalen auf den Körper los, so daß dieser seine Organlandschaft blitzschnell auf Flucht oder Verteidigung umstellen kann. Im Detail: das Immunsystem gerät in Alarmbereitschaft, die Grundaktivität der glatten Muskulatur in den Arterienwänden wird erhöht, wodurch sich die Gefäße verengen und der Blutdruck steigt, der Verdauungsapparat wird vorerst lahmgelegt, die Atmung vertieft. Anhand von Empfindungen, also stetigen Blicken auf die aktuelle Körpersituation, die über das periphere Nervensystem ans Gehirn zurückgeschickt werden, entsteht eine Art Rückkopplung. So ergibt sich ein Kreislauf, den man die Körperschleife nennt. Sie liefert dem Gehirn die Informationen, die es zur Koordination des weiteren Vorgehens benötigt.

Moderator: In Ihrem Buch wird deutlich, warum die bewußte Verknüpfung von Körper und Geist Ihnen derart wichtig ist. Sie versprechen sich davon neue Denkansätze in der Ursachenforschung bei Patienten mit Gehirnläsionen.

Damasio: Richtig. Seit ungefähr 20 Jahren habe ich nun mit Menschen zu tun, deren Gehirne entweder durch Unfälle oder durch Tumoren geschädigt wurden. Die meisten von ihnen zeigen infolge der Läsion Sprachstörungen oder Lähmungen ganzer Körperteile. Einige erregen jedoch mein besonderes Interesse, da sie eben

keine augenscheinlichen Lähmungen haben. Stattdessen widerfährt ihnen ein Persönlichkeitswandel.

Moderator: In Ihrem Buch beschreiben Sie dieses Phänomen am Beispiel des Patienten Elliot.

Damasio: Ja, Elliot war nach seiner Tumoroperation am Stirnlappen des Frontalhirns nicht mehr Elliot. In seiner Intelligenz, Sprache und Bewegung schien er unbeeinträchtigt. Trotzdem veränderte sich sein Leben von Grund auf. Elliot konnte sich seine Zeit nicht mehr sinnvoll einteilen, traf kurzsichtige finanzielle Entscheidungen, sammelte plötzlich wertlosen Schund. Manchmal schien er halsstarrig, launisch und respektlos, was früher untypisch für ihn war. Außerdem war Elliot neuerdings emotionsloser. So kam ich zu der Hypothese, der Mangel an Gefühlen könne eine wichtige Ursache für irrationales Verhalten sein.

Moderator: Nun, hat sich Ihre Hypothese bestätigt?

Damasio: Meine Forschungen haben ergeben, daß es tatsächlich eine Region im menschlichen Gehirn gibt, den ventromedialen, präfrontalen Cortex, dessen Schädigung sowohl Denken und Entscheidungsfindung als auch Gefühl und Empfinden mindert – vor allem im persönlichen und sozialen Bereich. Man könnte sagen, daß sich Vernunft und Emotion in diesen Rindenabschnitten überschneiden und bei Läsionen auch gleichermaßen beeinträchtigt werden.

Moderator: Sehr interessant, aber welchen Nutzen trägt der Betroffene davon?

Damasio: Stellen Sie sich einmal vor, wie Elliot dastand, als er in seinem Job nicht mehr tragbar war, seine Frau ihn verließ und die Freunde sich abwandten. Schließlich sollte auch noch seine Invaliditätsrente gekürzt werden, hatten doch mehrere Ärzte ihm einen einwandfreien Geisteszustand bescheinigt. Das heißt im Klartext, daß Elliot im besten Fall als faul und im schlechtesten als Simulant galt.

Moderator: Was Sie natürlich anders sehen.

- Damasio: Sicherlich. Ich erklärte daraufhin, daß Elliots Störungen tatsächlich durch eine neurologische Krankheit verursacht wurden, und daß er seinen Charakterwandel keinesfalls absichtlich herbeiführte. Und Elliot erhielt schließlich seine Rente. Meiner Meinung nach das Mindeste, was ein Mensch erwarten kann, der unverschuldeter Weise nicht mehr in der Lage ist, erfolgversprechend zu handeln.
- Moderator: Eine Frage noch zum Schluß: Was bezwecken Sie mit Ihrem Buch?
- Damasio: In erster Linie möchte ich zur weiteren Forschung auf diesem Gebiet anregen. Ich wünschte, nicht nur die Alternativmedizin, sondern auch die wissenschaftliche Medizin könnte den Menschen mehr als Ganzheit erfassen, anstatt in Descartscher Manier fortzufahren.
- Moderator: Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Marcus Foth

Wa d'Wälder geschaffe hen

„Wie ist unser Leben und Denken so kurz! Es eilet dahin mit dem Strome der Zeit in's unendliche Meer der Vergessenheit.“

Wenn ich hier aus dem Fenster schaue, sehe ich auf den jetzt leeren Parkplatz der Fachhochschule Furtwangen. Nebenan befinden sich graue Gebäude der Firma Josef Koepfer & Söhne. Die Fabrikhalle ist noch beleuchtet. Durch die großen Fenster sind Maschinen und Anlagen zu sehen, aber keine Arbeiter, kein Betrieb.

Furtwangen. Eine recht unauffällige Stadt im südlichen Hochschwarzwald zwischen Freiburg und Villingen-Schwenningen, die erst vor kurzem durch die Erfolge des Skispringers Martin Schmidt zu einiger Popularität gelangte, rühmt sich mit der niedrigsten Arbeitslosenquote Deutschlands. Dies nicht ohne Grund. Furtwagens wirtschaftlicher Erfolg ist untrennbar verbunden mit der Entwicklung des Uhrengewerbes. Drehen wir deshalb den Strom der Zeit etwas zurück und schauen uns an, wa d'Wälder geschaffe hen...

Irgendwann im 17. Jahrhundert bildete sich um die Glashütte des Klosters Sankt Peter im Knobelwald eine Art Trabantendorf. Die Glasträger zogen von dort über das Land, um ihre Waren feilzubieten. Mit der Zeit dehnten sie ihre Reisen bis ins Elsaß und ins Württembergische aus. Eines Tages soll einer dieser Glasträger von seiner Reise mit einem für ihn vielleicht unbedeutenden, für die schwarzwälder Nachwelt aber entscheidenden Tauschgeschäft zurückgekehrt sein: Von einem böhmischen Kollegen hatte er eine Uhr erstanden.

Es ist leider nicht überliefert, um was für eine Uhr es sich handelte, aber sie erweckte das rege Interesse der Dörfler, die alsdann begannen, diesen Zeitmesser nachzubauen. Von Uhrengewerbe kann hier noch nicht gesprochen werden. Die Laienuhrmacher stellten vor allem in langen Winterabenden für Freunde und Bekannte Uhren her, und das mit nur primitiven Werkzeugen wie Taschenmessern; an eine Erwerbstätigkeit ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu denken. Es war mehr ein willkommener Zeitvertreib, der von der anstrengenden Arbeit in der Landwirtschaft ablenkte.

Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelte sich aus dieser Art Hobby eine Hausindustrie, die sich schnell über den ganzen Schwarzwald verbreitete. Die einfallsreiche Bevölkerung erfand die berühmten Schwarzwälderuhren mit Kuckuck- oder Wachtelruf, Trompeter und beweglichen Figuren; auch Spieluhren, Pendeluhren und sogar hölzerne Taschenuhren wurden gefertigt. Im Laufe der Jahre setzte Arbeitsteilung ein und neue Berufe wie Werkzeugmacher, Gestellmacher, Zifferblattdrucker und Rädersäger entstanden. Die anfangs fast vollständig aus Holz gebauten Uhren wurden später aus mehr und mehr Messingbestandteilen zusammengesetzt, was die Massenherstellung einleitete: Die künstlerischen Ausprägungen traten damit in den Hintergrund. Trotzdem scheiterten alle Bestrebungen, Bauteile zu normieren, an dem Eigensinn der Uhrmachermeister. Ein jeder bestellte bei den Gießereien seine eigenen Rädersorten, die von Konkurrenten nicht eingesetzt werden durften.

Die Regierung in Karlsruhe unterstützte die entstehende Uhrenindustrie, indem 1850 in Furtwangen eine Uhrmacherschule gegründet wurde. Der erste Schulleiter, Robert Gerwig, sollte später durch den Bau der Schwarzwaldbahn einigen Ruhm erlangen. Die Schule hatte die Aufgaben, Lehrlinge auszubilden, für Absatz zu sorgen und eine Mustersammlung an Uhren zu unterhalten – aus der später das Deutsche Uhrenmuseum in Furtwangen hervorging. Die Uhrmacherschule bildete den Grundstein für die industrielle Entwicklung Furtwagens. Die Absolventen der Schule nutzten neue Hilfsmittel wie beispielsweise durch Wasserkraft angetriebene Maschinen und bessere Werkzeuge, so daß sie bald den traditionell arbeitenden Hausgewerblern überlegen waren, die nur noch als Zulieferer agierten oder in die Fabriken wechselten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann somit eine regelrechte Gründerzeit, das Zeitalter der Industrialisierung.

In Furtwangen wurden zu dieser Zeit große Uhrenfirmen gegründet, meist durch Zusammenschlüsse kleinerer Firmen oder durch Übernahmen: die Uhrenfabrik vorm. L. Furtwängler Söhne AG, die Union Clock, die ihren Hauptsitz in London hatte, und die Badische Uhrenfabrik AG, kurz Baduf, die sogar in Zürich, Mailand und Hongkong Filialen unterhielt. Daneben existierte eine Zuliefererindustrie, und mit wachsender Tendenz entwickelte sich parallel die Elektroindustrie. 1917 belegten nur noch 10 von 85 Schüler der Uhrmacherschule den Lehrgang der Uhrmacherei, während 75 sich der Elektro- und Feinmechanik widmeten.

Der Erste Weltkrieg brachte die sogenannten „Kriegs-gewinnler“ hervor. In den großen Fabriken wurden nunmehr rund um die Uhr Rüstungsaufträge erfüllt, die Baduf wurde zum wichtigsten Munitionshersteller im badischen Schwarzwald, die 1882 gegründete und heute größte Firma in Furtwangen, die Salomon Siedle Söhne (SSS AG), die damals wie heute Hausteleson- und Türsprechanlagen herstellt, kümmerte sich um die Versorgung der Fernmeldetruppen.

Den erfolgreichen Kriegsjahren folgten fatale Jahre der Rezession des Uhrengewerbes. Die ineffizient und teuer produzierten Uhren waren den Wettbewerbern aus Asien nicht mehr gewachsen. Eine Rationalisierung und Umstellung auf billigere Produkte schlug wegen der geringen Flexibilität und des Mangels an Kapital fehl. Die Anstrengungen der Stadt, Firmen zur Ansiedlung in Furtwangen zu akquirieren, mißlangen. Von über 2000 Beschäftigten 1923 blieben 1932 nur noch weniger als 500. Alle Furtwanger Uhrenfabriken mußten über kurz oder lang Konkurs anmelden.

Nur einige einheimische Firmen, die sich auf die florierende Elektrotechnik spezialisiert hatten, konnten die Weltwirtschaftskrise und die Nachkriegsjahre überleben. Neben den Firmen Ketterer, Koepfer und Siedle ist die Firma Emil Dold zu nennen, die heute sehr erfolgreich Schaltrelais produziert; sie wurde sogar in den Jahren der Krise, 1927, gegründet.

Die Stadt bemühte sich damals, den Fremdenverkehr anzukurbeln und zu beleben, indem unter anderem der Namenszusatz „... im Schwarzwald“ beantragt wurde. Doch auch diese Maßnahmen scheiterten. Dies ist mit ein Grund dafür, daß Furtwangen heute nicht zu den touristisch bekannten Kurorten wie Schönwald im Schwarzwald, Titisee-Neustadt oder Hinterzarten gehört, sondern ganz von seiner Industrie und von der aus der Uhrmacherschule hervorgegangenen Fachhochschule abhängig ist.

Aber das Land Baden-Württemberg hat die Zeichen der Zeit erkannt: Zum Sommersemester 1990 wurde an der Fachhochschule Furtwangen erstmalig in Europa der Studiengang Medieninformatik eingerichtet. Die Zukunft wird zeigen, ob ein erneut notwendiger Wandel vom Industriesektor hin zum Dienstleistungs- und Mediensektor Erfolg haben wird.

„...und da sich die neuen Tage aus dem Schutt der alten bauen, kann ein ungetrübtes Auge rückwärts blickend vorwärts schauen.“

Nadja Gitzen

Was bleibt von der Gesamtschulpädagogik?

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

seine Verteidigungsrede vor dem Athener Gerichtshof eröffnete Sokrates im Jahre 399 v. Chr. mit folgenden Worten:

„Welchen Eindruck, meine athenischen Mitbürger, meine Ankläger auf euch gemacht haben, weiß ich nicht; ich meinesteils stand so unter dem Bann ihrer Worte, dass ich mich beinahe selbst vergaß: so überzeugend klangen ihre Reden.“

Vielleicht befindet sich unsere Gesamtschule in einer ähnlichen Situation. Derzeit ist eine hochgepeitschte Diskussion um die Qualität dieser Schulform im Gange, vor der wir unsere Ohren nicht mehr verschließen können. Denn wer von uns hat sich nicht schon einmal dabei ertappt, einen ganzen Schultag an Gedanken zu dem Wort „Reformruine“ verschwendet zu haben?

Ich habe an einem solchen Tag den Entschluss gefasst, den Erfindern dieses Unwortes endlich Antwort zu geben. Da sich die Gesamtschule nicht, wie einst Sokrates, selbst verteidigen kann, werde ich das Plädoyer sprechen.

Dazu möchte ich mich an den Ausgangspunkt unserer gemeinsamen Reise zurückbegeben. „Die Möglichkeiten der Pädagogik in der Gegenwart“ zeigen sich uns nämlich an der „Erziehungswirklichkeit der Vergangenheit“.

Begeben wir uns also in das Jahr 1964. Auch die damalige Diskussion nahm ihren Ausgang in einem Unwort, der vielbeschriebenen „deutschen Bildungskatastrophe“. Ich persönlich tendiere ja eher dazu, die Ereignisse als „westliche Sputnikkrise“ zu bezeichnen. Es zeigt sich nämlich, und hier liebe Kolleginnen und Kollegen haben wir die erste Parallele zum heutigen Dilemma, dass man damals vor allem einen Wettbewerbsnachteil für die Bundesrepublik Deutschland befürchtete. Bildung war also kein um seiner selbst Willen schutzbedürftiges Gut, sondern ein selten gewordener Rohstoff. Ein Stoff, aus dem der Wirtschaftsstandort Deutschland dauerhaft geformt werden sollte.

1966 konstituierte sich deshalb die Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates. Auch hier beschäftigte man sich wiederum zuerst mit einem Rohstoff: der Begabung. Heinrich Roth stellte 1969 fest, dass es sich dabei nicht um ein rar gewordenes Gut handle. Vielmehr gäbe es noch unentdeckte Reserven, die nur der richtigen „Fördertechnik“ bedürften, um sie ans Tageslicht zu bringen. Man ging daher im gleichen Jahr noch zu Testreihen über. Nordrhein-Westfalen, schon immer führend im Bereich der Fördertechniken, ging im Schulversuch gleich mit sieben Gesamtschulen an den Start.

Schauen wir nun einmal genauer hin. Welche Reformgrundsätze sollten in diesem Versuch verwirklicht werden?

Aus den Erkenntnissen Roths folgerte der deutsche Bildungsrat, dass wissenschaftliches Denken in Zukunft für alle zugänglich sein sollte. Diese Zugänglichkeit sollte die Gesamtschule gewährleisten. Ich will mich nicht lange mit Einzelheiten unserer Schulform aufhalten. Die sind Ihnen allen ja bekannt. Ich will nur fünf Worte nennen, die als grundlegend für die Arbeit an der Gesamtschule angesehen wurden. Chancengleichheit, Leistungsfähigkeit, Differenzierung, Modernisierung, Demokratisierung. Natürlich verdeutlichen diese Begriffe die gesellschaftspolitische Begründung der Gesamtschule. Und natürlich sind diese Begriffe mit Themen gefüllt, die jedes für sich einen eigenen Vortrag verdient hätten. Aber bleiben wir bei der Entwicklung, die das Gesamtprojekt Gesamtschule nahm.

1982, nach breit angelegten wissenschaftlichen und schulaufsichtlichen Untersuchungen, hatte sich das Projekt etabliert. Die Gesamtschule wurde zur anerkannten Regelschule.

Und hier stehe ich also heute, 30 Jahre später. Eine Innovation sind wir schon lange nicht mehr. Deshalb frage ich Sie: ist die Fördermaßnahme Gesamtschule in einer ernstzunehmenden Krise, wie der Bergbau in NRW viele Jahre zuvor? Die Kritiker sehen uns ähnlich marode wie die brach liegenden Zechengelände in der Region. Ich tendiere daher zu einer genauen Bestandsaufnahme.

Der Bildungsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von 1994 hat uns die Recherche abgenommen. Er zeigt den Stand der Gesamtschule im Verhältnis zum traditionellen Schulsystem auf. In den Gesamtschulen erreichen beispielsweise mehr Schülerinnen und Schüler mittlere Abschlüsse und bleiben weniger ohne Abschluss. Außerdem leisten die Gesamtschulen einen Beitrag zum Ausgleich regionaler Bildungsbenachteiligungen. Die Fakten sprechen also

eindeutig für uns. Sicherlich variieren die Gesamtschulen untereinander in ihrer Qualität. Diese Ergebnisse machen uns auch nicht immun gegen Kritik. Vor allem wissen wir selbst, wo die Schwächen des Systems liegen. Und im Umgang mit Kritik und Schwächen halte ich es gerne wie ein Kollege. Er hatte dazu folgendes zu sagen: „Selbstkritik ist eine Tugend. Der Fremdkritik auf den Grund zu gehen, zeugt von Souveränität. Spricht für Stärke.“ Lassen sie uns also tugendsam und stark sein und den Dingen auf den Grund gehen.

Die Fremdkritik entsteht auch in der Gegenwart aus einer ökonomischen Krise. Es scheint einmal mehr an der Zeit zu sein, den Wirtschaftsstandort Deutschland als ernsthaft gefährdet einzustufen. Kaum ist diese Erkenntnis gemacht, wird auch schon wieder nach unserem wichtigsten Rohstoff, der Bildung, gefragt. Magazine wie z. B. „Der Stern“ schicken ihre Reporter auf die Straßen der Bundesländer. Sie stellen Schülern und Lehrern Fragen, die im Fach „Allgemeinbildung“ eingestuft werden. Das Ergebnis wird mindestens als erschreckend bezeichnet. Nordrhein-Westfalen muss sich zum wiederholten Male mit Bayern vergleichen lassen. In Bayern gab es 1992 nur 2 Gesamtschulen. In Nordrhein-Westfalen gab es im gleichen Jahr bereits 137 Gesamtschulen. Der Kausalschluss, der die Gesamtschule zum Sündenbock macht, liegt zugegebenermaßen nahe.

Wir aber nehmen uns die Zeit, hinter die Kulissen zu schauen und die wahren Missstände aufzudecken. Die schlechte Finanzlage aller öffentlichen Haushalte hat nämlich eine unmittelbare Ressourcenkrise im Bildungswesen zur Folge. Es wird Raubbau betrieben, in vorderster Front am Lehrpersonal. Viele Kollegien sind überaltert, Planstellen werden aus Kostengründen nicht besetzt, junge Referendare werden im bedarfsdeckenden Unterricht als Lückenbüßer verbraucht. Stress und Burn-Out sind ebenso weit verbreitet wie lange Krankheiten. Die Schüler leiden unter diesen Entwicklungen, die Elternbeiräte laufen wegen des häufigen Unterrichtsausfalls Sturm.

Gehen wir an dieser Stelle einmal zurück zu den Reformgrundsätzen von 1969. Wie soll Leistungsfähigkeit gewährleistet werden, wenn nicht einmal alle Planstellen einer Schule besetzt sind? Wenn Lehrer zu gestresst sind, um auf ihre Schüler einzugehen? Modernisierung sollte Lernfreude gewährleisten und Schulmüdigkeit verhindern. Wie soll das Lehrpersonal etwas vermitteln, das es in vielen Fällen selbst nicht mehr empfindet? Alle Kritiker sollten einmal selbst überprüfen, inwieweit uns Lehrern überhaupt vom System die Möglichkeit gegeben wird, diese dreißig Jahre alten Grundsätze zu verwirklichen. Vor allem den

Damen und Herren Politikern, die so überzeugend vom Qualitätspakt reden, sollten diese Diskrepanzen einmal deutlich vor Augen geführt werden!

Doch ich will mich in keinster Weise den ewig Selbstmitleidigen anschließen. Selbstmitleid macht uns handlungsunfähig, und glauben Sie mir, es ist dringend notwendig, zu handeln!

Denn auch wir dürfen uns nicht hinter einer scheinbar perfekten pädagogischen Idee verstecken! Bei aller Liebe zu unserer Schulform und der Idee, die dahinter steht, dürfen wir nicht unsere Adressaten vergessen. Die Schule und besonders die Gesamtschule ist in der Pflicht, sich an den Bedürfnissen der Schüler zu orientieren. Die allbekannten Klagelieder von den „falschen Schülern“ sollen doch nur über unsere eigene Inkompetenz hinwegtäuschen mit den veränderten gesellschaftlichen Strukturen fertig zu werden! Denn unsere Schüler sind nichts anderes, als ein Spiegel dieser Strukturen. Ich weiß, dass niemand von uns gerne einen Spiegel vorgehalten bekommt. Aber wenn wir nicht endlich anfangen, uns der veränderten Lebenswelt unserer Schüler zu stellen, dann stehen wir bald wirklich vor pädagogischen Ruinen!

Und aus denen wird es dann auch keine Auferstehung mehr geben!

Julia Haungs

Soll die Subventionierung der Theater aus öffentlichen Mitteln beendet werden?

Meinungsrede auf einem Forum über die Krise des Theaters vor Regisseuren, Intendanten und Journalisten

Sehr geehrte Damen und Herren,

Werte Kollegen,

Die Subventionierung von Theatern aus öffentlichen Mitteln soll beendet werden! Diese alte Forderung wird gerade in Krisenzeiten wie der unsrigen immer wieder laut. Die Kulturgegener lauern an allen Ecken und Enden! Das Theater der Gegenwart biete magere Kunst im geblähten Apparat. Die Allgemeinheit müsse für das Hobby einer Elite bezahlen. Der kleine Steuerzahler als Sponsor von überzogenen Stargagen und Festspielrummel – die Vorwürfe lassen sich unendlich fortführen. Sie alle, meine Damen und Herren, kennen die Problematik, und ich brauche sie Ihnen nicht mehr zu erläutern. Trotzdem muß man sich oft von Nicht-Theaterleuten provozierende Fragen gefallen lassen, auf die man nicht sofort eine passende Antwort bereit hat. Wir alle sollten gleichermaßen gegen Angriffe gewappnet und uns in unserer Argumentation einig sein.

Ist Kultur überhaupt Sache des Staates? In Zeiten leerer Kassen wird diese Frage mit großer Vehemenz gestellt, und wir können uns einer Stellungnahme nicht entziehen.

Ich meine, sie sollte, ja, sie muß es sein. Kultur ist ein Symbol für den Lebensstil und -standard eines Landes, eine reiche Kulturlandschaft ist ein beredter Repräsentant. Darüberhinaus tragen herausragende Theater oder Festspiele nicht nur zum Renommee einer Stadt, sondern auch zur Schaffung von Arbeitsplätzen bei. Ja, Kultur ist ein Standortfaktor.

Das Sponsoring von kulturellen Ereignissen durch die Wirtschaft hat in den letzten Jahren immer mehr zugenommen, eine erfreuliche Entwicklung, wie ich finde. Trotzdem kann Kultur-Sponsoring als Ersatz für öffentliche Subventionen nicht die Lösung sein.

In den USA gehört Sponsoring schon seit Jahrzehnten zur Normalität. Die Theater finanzieren sich zur einen Hälfte aus den Eintrittsgeldern und zur anderen aus Sponsorengeldern. Das hört sich wunderbar an, aber das amerikanische Modell ist nicht auf deutsche Verhältnisse übertragbar, allein schon aus steuerrechtlichen Gründen. In den USA können Sponsorengelder ganz von der Steuer abgezogen werden, versuchen Sie das mal in Deutschland! Nein, trotz Kulturminister ist und bleibt das Steuerrecht eine Strafe für Sponsoren und vor allem für Gesponserte.

Aber auch andere Gründe verbieten ein reines Sponsoring System. Das eingangs erwähnte Hauptargument der Kulturgegner: Die Mehrheit bezahle für das Vergnügen der Elite ist eine Milchmädchenrechnung. Denn: Würde man auf öffentliche Subventionen verzichten, müssten die Eintrittsgelder drastisch erhöht werden. Ergo würden Niedrigverdiener von vorneherein vom Kulturgenuß ausgeschlossen, Theater wäre ein schier unbezahlbarer Luxus geworden. Ich habe das einmal ausgerechnet: Wenn ich einen Abend nur durch privates Geld finanzieren müßte, würde eine Karte 900 Mark kosten. Das ist nicht wenig.

Auch von Seiten der Theatermacher ist der finanzielle Aspekt nicht so eindeutig wie er zunächst aussieht. Manch ein Intendant mag von einer dicken Erbschaft oder einem opernbesessenen Mäzen träumen, aber wären damit alle Nöte beseitigt? Was, wenn an den Geldsegen Bedingungen geknüpft werden?

August Everding (wir alle vermissen ihn schmerzlich) pflegte immer die Geschichte von seiner Fast-Ernennung zum Intendanten der Metropolitan-Opera zum Besten zu geben. Eine alte Dame sicherte ihm als Einstand eine Millionen Dollar zu, für den Fall, daß er den Posten annähme, und – einen ihr mißliebigen Regisseur vom Hause fernhielte.

Ich frage Sie: Kann und darf sich ein Theater dieser Gefahr der Einflußnahme aussetzen? Darf die Freiheit der Kunst dem schnöden Mammon preisgegeben werden? Wollen wir uns in die Sklaverei privater Launen begeben? Denn genau das tun wir, wenn Sponsorenmittel die einzige Geldquelle sind. Es gibt eine rechtliche Abgrenzung, nach der eine Spende nicht mit einer Gegenleistung verbunden sein darf, Sponsoring in gewissem Umfang jedoch schon.

Und, meine Damen und Herren, eignet sich Theater denn überhaupt zum Sponsoring? Gesponsert wird, was Gewinn bringt und Theater

sind in aller Regel defizitäre Betriebe. Es sei denn, man orientiert sich am Mainstream, man spielt, was gefällt.

Webbers „Cats“ würden sicher gewinnbringend für Whyskas singen, rasende Züge könnten das angekratzte Image der Deutschen Bahn AG aufbessern.

Doch welcher Sponsor verläßt sich auf das noch unerprobte Talent junger Autoren und Regisseure, wer fördert das Gewagte, das Provokative, das Innovative?

Und nicht jeder Theaterbesucher möchte im Programmheft zu „Tristan und Isolde“ darauf hingewiesen werden, welche Haferflocken er zum Frühstück essen soll.

Was wir im Sport als normal empfinden – Bandenwerbung, Firmenlogos auf Trikots – würde auf der Bühne befremden. Papageno wird Ihnen präsentiert von Trill-Vogelfutter, die Königin der Nacht ausgestattet und beleuchtet von Osram-Glühbirnen, und Sarastro singt mit der Kraft der 2 Herzen. Des Bildungsbürgers Horrorszenario...

Was also soll geschehen bei sinkenden Budgets, rückläufigen Kultur- etats und schwindenden Zuschauerzahlen?

Ich meine, wir können auf Sponsorengelder nicht verzichten, da sie ergänzen, was wir vom Staat nicht bekommen, um zu ermöglichen, was wir für den Staat tun. Aber sie bergen Gefahren und Abhängigkeiten in sich, die nicht zu unterschätzen sind. Deswegen darf sich der Staat nicht aus der Verantwortung schleichen.

Wir, die wir vom existentiellen Wert der Kultur überzeugt sind, dürfen uns nicht in die Ecke drängen lassen. Im Gegenteil, statt um den Erhalt der staatlichen Subventionen zu betteln, sollten wir in die Offensive gehen und um Erhöhungen kämpfen!

Ich meine, daß Kunst ein Ort in der Gesellschaft ist, der sich striktem Kosten-Nutzen Denken entzieht, ein Freiraum, der erlaubt, nach anderen, vielleicht kreativeren, vielleicht humaneren Regeln zu denken. Und daß es in unser aller Interesse ist, diesen Raum zu erhalten und zu schützen.

Ich danke Ihnen.

Dorothea Kleine

Thomas Wolfe in München

Er kann die Alpen riechen – mitten in der Stadt. In der klaren, fönigen Luft liegt die Kraft der Bergwelt. Monks Blick gleitet instinktiv nach Süden, prallt aber an den schweren Prunkfassaden der Ludwigsstraße ab. Monk schließt die Augen, atmet tief ein. So, als wolle er teilhaben an der Sonnenenergie, die den blankgefegten Gehsteig wärmt.

„How can one speak of Munich but to say it is a kind of German heaven?“ So läßt der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe seinen Protagonisten George Webber, genannt Monk, ausrufen. Es ist der einleitende Satz zu vier Kapiteln, deren Handlung im München der 20er Jahre spielt. Eingefügt sind sie in „The Web and the Rock“, Wolfes 1939 posthum veröffentlichten vierten Roman. Aber das ist Nebensache. Schließlich entwarf Wolfe seine Romane nicht. Gemeinsam mit seinem Verleger stellte er Selbsterlebtes bunt zu Romanen zusammen, Seite über Seite fließen seine Eindrücke. Die Hammergeräusche des heimischen Steinmetzbetriebs, die Zugluft im französischen Eisenbahnabteil, die braunen Fluten des Rheins: Wie besessen sammelte er, 38 Jahre, sein ganzes kurzes Leben lang.

Monk fühlt die Farben der Bilder durch die Augen in sein Gehirn sickern. Die wunderbar rosig-nackten Mädchen von Lucas Cranach begleiten ihn auf seinem ruhelosen Suchen durch die Ausstellungsgänge. Rubens, Holbein, Breughel, Dürer – hier in der Alten Pinakothek haben die Münchner ihre Kunstschatze gehortet. Das Parkett knarrt unter den genagelten Schuhsohlen des Ausreißers aus der amerikanischen Provinz. Weit weg vom Unverständnis der eigenen Familie ist er hier das, wovon er immer geträumt hat: ein Künstler unter Künstlern.

Seine Kunst sollte ihn unsterblich machen. Davon träumte Wolfe gerade, als er zu seinem 28. Geburtstag am 3. Oktober nach München kam. 1900 war er als achttes Kind eines deutschstämmigen Steinmetzes in Ashville, North Carolina, auf die Welt gekommen. Nach dem Literaturstudium in Harvard gehörte er, erfolglos, einer Gruppe Dramenschreiber an. Während seiner Arbeit als Universitätsdozent und seinen frühen Europareisen arbeitete er an seinem Erstlingswerk „Look homeward, Angel“. Frustriert von den Absagen der Verleger floh er 1928 nach Paris, Brüssel und schließlich nach München.

Dort, wo Theresienstraße und Luisenstraße eine Straßenecke bilden, ragen Stadthäuser mit Spitzengardinen wie eine Festungsmauer der Bürgerlichkeit gegenüber der Technischen Universität. Monk wohnt in der Pension Bahr, wo man sich den Mund mit der Stoffserviette abtupft und die Untertasse mit der Tasse reicht. Nachgeschenkt wird nicht, und auch die Kuchenstücke sind abgezählt. Deshalb werden ihm die Spaziergänge entlang der Schaufenster der Feinkostläden zur Qual. Die Stadt scheint zu ächzen unter der Last von fetten Leberkässcheiben und Sahnetörtchen.

Wolfe genoß Deutschland. Seit er es erstmals auf seiner dritten Europa-reise besuchte, kehrt er viermal zurück. 1935 hatte er eine Affäre mit einer deutschen Zeitungszeichnerin, mit der er sich auf eine Hütte in Alpbach in Tirol zurückzog. Außer den deutschen Frauen liebte er Goethe und Beethoven, seine deutsche Leserschaft, ihre Bäckereien und das bayerische Bier.

Die grauen Dachplanen der Bierzelte fallen Monk beim Blick über die Theresienwiese zuerst auf. Im Geschiebe der tausend Menschenkörper findet er Einlaß in eines der Zelte. Durch schwülstickige Luft und hemmungslose Ausgelassenheit stolpert er zu einem plötzlich freiwerdenden Platz. Die vollbusige Kellnerin muß ihm mehrere Maßkrüge schäumendes Starkbier bringen. Vom Podium neben ihm dröhnt die Blaskapelle das „Prosit der Gemütlichkeit“. Monk grölt mit und stößt mit einer wildfremden Blondine an. Bier schwappet auf seine Hand, verdunstet unabgewischt. Fremde ergreifen seine Arme, durchs ganze Zelt ziehen wallende Wogen schunkelnder Leiber.

Maßlos in ihren Reaktionen – das sind sie alle, Wolfes Protagonisten. So wie Wolfe selbst, kracht auch Monk später in betrunkenener Raserei seinen Maßkrug einem dicken Bayern ins Gesicht. Nach der Schlägerei erwacht Monk im Krankenhaus und betrachtet seinen geschundenen Körper im Spiegel.

Durch geschwollene Lider über einer gebrochenen Nase blickt er auf seinen Körper wie auf einen alten Mantel, der ihn immerzu gewärmt, und den er achtlos in die Ecke geworfen hat. Dennoch, dieser geprügelte Hüne ist nicht „ich“, er ist „es“. Er hat „es“ gehaßt, als es das strebende „ich“ bremste. Als er so auf die abstoßende Fratze im Spiegel starrt, weiß er: Er hat alles Menschenmögliche getan, mit seinem rastlosen Lebenshungr und seinem trägen Fleisch.

Am Ende findet Monk alias Thomas Wolfe zu einem gesunden Abstand von seinem überdurchschnittlich großgeratenen Körper.

Wenn es um sein im Manuskript gesammeltes Erleben ging, so fand Wolfe diese Abgeklärtheit bis zu seinem Tod nach einer Operation 1938 nicht. Mangelnde Distanz zu seinem Stoff ist die Quelle für alle künstlerischen Fehler in seinen fünf Romanen. Ist ein Besessener, der ein Manuskript, dreimal so lang wie „Krieg und Frieden“, von seinem Verleger auf verdauliche Romanlänge kürzen läßt, überhaupt als Dichter zu betrachten? Trotz alledem langweilt seine Weitschweifigkeit weiterhin den modernen Leser, sein Ausdrücken, wo Andeuten genügt hätte. Seine Formmißachtung hat mit der bewußten Formverachtung der Romantiker nichts gemein. Peinlich wird es, wenn er seine Kartenhäuser aus lyrischen Wortfetzen mit einem Hauch zuviel Pathos selbst umweht. „Look homeward, Angel“ bleibt sein fehlerhaftestes und zugleich bestes Werk. Keiner ist so unversöhnt mit der Welt wie der junge Wolfe, nie wieder schreibt er so gnadenlos ehrlich, naiv und wütend zugleich. Seine Romane gelten als authentische Zeitzeugnisse, nicht als Musterbeispiele für Stilsicherheit. Schule machen kann letztendlich nur sein Dichterethos: „Wahr und ehrlich und mutig will ich schreiben, und alles andere ist gleich. Leben, Leben, Leben – das Einzige, das zählt.“

Thomas Klute

Kreatives Weben – die Rhetorik der Web-Site

Die Entwicklung des Internets ist beispiellos. Eine Zuwachsrate von 700% seit 1995 wird es in Kürze zur größten Kommunikationsplattform weltweit machen. Die Möglichkeit, Webseiten zu erstellen und zu veröffentlichen, hat jeder, der über einen Internetanschluß verfügt. Die erforderliche Technik wie Serverplatz und Domainnamen (z.B. www.alpbach.at) gibt es beinahe zum Nulltarif. Kostenloses Publizieren mit einem potentiellen Adressatenkreis von momentan geschätzten 179 Millionen Menschen weltweit wird möglich. Besser geht es beinahe nicht. Verknüpfungen von Text, Sprache, Bildern und interaktiven Elementen sorgen für eine überwältigende Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten.

Die Rhetorik einer Internetpräsenz (Web-Site) unterscheidet sich grundsätzlich nicht von der Gestaltung vergleichbarer, herkömmlicher Medien wie Buch, Zeitung, Rundfunk oder Fernsehen. Zielgruppen werden durch eine adäquate Gestaltung und Formulierung gelockt, die hierfür eingesetzten Mittel sind bekannt und auch im Internet inzwischen heimisch geworden. Die Möglichkeiten des Webdesigns lassen es zu, Zeitungs-, Radio- oder Fernseh- ähnliche Seiten zu gestalten und die entsprechenden rhetorischen Mittel einzusetzen. Diese Gestaltungsfreiheit macht das Internet zum erfolgreichsten Medium unserer Zeit.

Eine Kombination verschiedener Methoden der Informationsvermittlung (Multi-Media) läßt eine Parallelität der mediumspezifischen rhetorischen Mittel zu. Hier bietet das Internet Neuland; „Betreten ohne Erfahrung“ geht meist zu Lasten des Besuchers (Surfers) – mit Text, Ton und animierten Bildern überfrachtete und dadurch unruhige und nervende Webseiten gibt es zur Genüge. Bunt, blinkend und zappelnd treten dem Besucher viele Webseiten gegenüber, die er meist nur kurzzeitig erträgt, selbst wenn die Informationen im Hintergrund sinnvoll und richtig sind.

Überraschungen in Form von ungewollter „Beschallung“ werden meist mit spontaner Abneigung quittiert. Zu unerwartet ist das plötzliche Einsetzen von Musik oder Sprache beim Besuch einer Webseite für den Surfer unserer Tage. Mag sein, daß sich dies in naher

Zukunft ändert. Ein „Zeitungsartikel, der auch sprechen kann“ beziehungsweise dessen mediale Umsetzung im Internet ist jedenfalls in unserer kulturellen Vorstellung heute noch nicht üblich. Ein anklickbarer Verweis (Link), der auf eine solche bevorstehende Hörprobe hindeutet, macht den Unterschied zwischen gezwungen und freiwillig aus –, und gezwungen werden möchte im Internet niemand.

Eine überlegte und sparsame Mischung von Medieneffekten scheint für unser Empfinden am besten zu verkräften.

Ist eine Web-Site folglich behutsam im Einsatz medialer Mittel, eröffnen sich Möglichkeiten, die Publikationen eine neue Qualität und dem Internet eine in unserer Zeit hoch gelobte Innovationskraft verleihen.

Was sind die Motivationen derer, die Webseiten entwerfen? Das Design wird dem Besucher angepaßt. Organisationen, die keinerlei Gewinnerzielungsabsicht verfolgen, treten meist mit recht funktionalen, gut überschaubaren Web-Sites in Erscheinung, die es dem Besucher ermöglicht, schnell und zuverlässig die gewünschten Informationen zu erlangen. Auf Marketing und Werbung ausgelegten Web-Sites liegen ganz andere Gestaltungsprinzipien zu Grunde. Für bestimmte Zielgruppen entworfen, erweisen sich viele dieser interaktiven Webseiten für so manchen Surfer als Zeitfalle und somit als Plattform um viele der gewünschten Eindrücke an den Adressaten zu bringen. Das Internet bietet eine große Marketingplattform, die Möglichkeiten für Design und Werbeagenturen sind größer und mannigfaltiger als bei herkömmlichen Print- und Tonmedien.

„War der Surfer schon mal da? Hat er damals etwas gekauft? Ja? Dann zeigen wir ihm doch gleich ein schönes Sonderangebot aus einer verwandten Produktparte.“

Datenbanken über die bisherigen Käufe des Kunden ermöglichen die Erstellung eines Kundenprofils und das automatische Präsentieren von adäquaten Angeboten für den speziellen Kunden. Einerseits bringt dies dem Kunden Vorteile, macht ihn aber durchschaubar.

Die Vernetzung durch große Marketingunternehmen wie „1 und 1“ ermöglicht es zum Beispiel der Deutschen Bank, dem Surfer, der gerade auf den Daimler-Benz-Seiten nach neuen Autos geschaut hat, auf ihren Seiten spezielle Kredite zum Autokauf anzubieten. Beide Web-Sites werden von „1 und 1“ vermarktet, eine Verknüpfung der Informationen ist möglich und trägt zur Adaption der Webseiten an die Vorlieben des Kunden bei.

Die Motivation der Internetnutzer ist eine andere. Was macht ein Surfer im Internet? Sucht er Vergnügen und Unterhaltung, Informationen, möchte er in e-commerce Shops einkaufen oder gar im virtuellen Büro arbeiten?

Die meisten Surfer befinden sich auf der Suche nach bestimmten Dienstleistungen, Waren oder Informationen. Webseiten werden hierbei aufgrund der großen Zahl von in Frage kommenden Seiten anfangs nur oberflächlich wahrgenommen. Bei der Suche nach Stichworten finden sich eine Menge von Webseiten, auf denen die gesuchten Begriffe vorkommen. Ein Kontext, in dem diese Wörter zueinander stehen, läßt sich bei einer Suche nur schlecht formulieren. Daher muß der Leser die für seinen Suchkontext passenden Seiten selektieren, eine oftmals mühevoll Aufgabe. Liefert doch die Suche nach „Alpen“ und „Wetter“ mehr Seiten über die „Schnee- und Lawinenlage“ aus dem letzten Winter als über die aktuellen Wetterbedingungen.

Webseiten sollten gewisse Regeln befolgen, damit sie leicht zu finden und zu überschauen sind. Hierzu gehört die Angabe von Metainformationen (sogenannten Meta-Tags), die eine Zusammenfassung der Inhalte sowie Stichworte enthalten, und Suchmaschinen als Hilfe dienen, die Seiten zu katalogisieren.

Hat der Besucher entschieden, daß eine Seite die für ihn wichtigen Informationen enthalten könnte, benötigt er ein Inhaltsverzeichnis und einen Leitfaden, wie er durch die Web-Site zu den gesuchten, detaillierten Informationen findet. Diese Leitfäden sind meist Menüleisten zur Auswahl von Unterthemen oder Suchfunktionen über alle Dokumente der Web-Site. Fehlen derartige Werkzeuge, verliert man schnell den Überblick und verläuft sich in der ungewohnten Welt der hypertextuell vernetzten Dokumente. Die rhetorische Aufbereitung der Informationen selbst kann sich dann wiederum an herkömmlichen Medien orientieren. Sobald sich der Besucher sicher ist, auf dieser Seite die richtigen Informationen zu finden, liest und schaut er geduldig, wie in jedem anderen Medium auch.

Die Kunst, ein Dokument im Internet erfolgreich zu publizieren, liegt also in der Fähigkeit, beim ersten Blick das Interesse des Besuchers zu wecken, damit er sich die konkreten Inhalte der Web-Site überhaupt ansieht. Eine gute Kurzzusammenfassung verbunden mit den richtigen Stichworten ermöglicht erst das Auffinden des Dokuments im Netz. Eine ansprechende, nicht zu komplexe Gestaltung, welche den oben

beschriebenen Prinzipien folgt, stellt eine gute Grundlage für einen gelungenen Internetauftritt dar.

Felix Koch

Newton's College nach Newton

Als der eigenbrötlerische Knabe Isaac Newton im Juni 1661 als Achtzehnjähriger sein Elternhaus im ländlichen Lincolnshire verließ, um sich dem Studium der Theologie und der Naturphilosophie zuzuwenden, ging ein Aufatmen durch die Bediensteten der Familie. Wie berichtet wird, waren sie „froh, sich von ihm zu trennen, und erklärten, er taue zu nichts anderem als der Universität.“ Von denen gab es zu dieser Zeit nur zwei in England. Newton ging nach Cambridge und wurde Mitglied des Trinity College, das schon damals das größte und berühmteste jener Studienkollegien war, die im Verbund die Universität bilden. Als „Gigant unter den Colleges,“ als eine Universität innerhalb der Universität kam es für mehr als ein Drittel der Studenten auf. Newton, der Außenseiter, der während der dreißig Jahre seiner Residenz in Trinity nahezu ganz von seiner Umgebung isoliert war sich keineswegs mit seiner Alma Mater identifizierte, verkörpert dennoch die wissenschaftliche Brillanz, die Aura von Genius, mit der der Name Trinity bis heute assoziiert wird.

Die Anlage von Trinity zählt zum Imposantesten, was Oxford und Cambridge an Architektur zu bieten haben. Für den zentralen „Great Quadrangle“ erscheint die Bezeichnung „Innenhof“ schon nahezu verfehlt. Zwar ist er auf allen vier Seiten von Gebäuden eingesäumt, dennoch erzeugt er mit seinen jeweils etwa hundert Meter langen Seiten einen Eindruck von Offenheit, der in den manchmal klaustrophobisch anmutenden gotischen Kreuzgängen und Klosteranlagen anderer alter Colleges kaum je zu finden ist. Sorgsam etwas abseits des Mittelpunktes ist eine überdachte Fontäne in barockem Stil angelegt. Ein weiterer prächtiger Hof ist an einer Seite von Arkaden gesäumt und trägt zu derselben großzügigen Atmosphäre bei. Zu Newtons Zeit wurde dazu die von dem großen Englischen Architekten Sir Christopher Wren entworfene neue Bibliothek gebaut, die als das architektonische Aushängeschild des Colleges gilt. Ein Cambridge-Führer der Jahrhundertwende urteilt in lyrischem Ton: „a more noble repository for books it would be hard to find“ – „es wäre wohl schwierig, Büchern eine edlere Heimstatt zu bieten.“

Das mächtige Äußere entspricht durchaus dem Selbstverständnis und dem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Rang, die das College

über Jahrhunderte kennzeichneten und es vielleicht bis heute tun. Als die drittreichste Institution im Lande galt es lange Zeit und wurde häufig in einem Atemzug mit Krone und Kirche genannt. Erst vor wenigen Jahren brachte die Studentenvertretung ein Gesuch ein, die leidige Einrichtung der Zimmermiete abzuschaffen, da das College das Geld ohnehin nicht brauche. Abgelehnt wurde der Antrag wohl eher um der sozialen Gerechtigkeit willen als aus finanziellen Gründen. Dennoch ist diese Episode bezeichnend für die Sonderstellung, die Trinity auch heute noch unter den Colleges einnimmt. Sein Reichtum wird heute wie früher auf den sagenhaft großen Landbesitz zurückgeführt, so daß Trinity wohl eines der wenigen Colleges ist, die von der jüngsten Debatte um die Streichung von Regierungsbezügen nicht berührt werden.

Zu den Berühmtheiten, die im Schatten der großen Newton-Statue lernten und lehrten, zählen Dichter und Schriftsteller wie Byron, Tennyson und Nabokov; Philosophen wie Whitehead, Russell und Wittgenstein; Staatsmänner wie Nehru und Georg VI., sowie in den letzten hundert Jahren eine lange Liste von hervorragenden Wissenschaftlern aller Sparten, unter ihnen allein einunddreißig Nobelpreisträger.

Dabei waren herausragende Leistungen in Forschung oder Lehre nichts, womit Cambridge oder Trinity in den zweihundert Jahren nach Newton's Immatrikulation hätten glänzen können, von wenigen Ausnahme-Gelehrten abgesehen. Schon Newton gehörte zu einer verhältnismäßig kleinen Minderheit, als er sich förmlich in das Matrikelbuch der Universität eintragen ließ, um dort einen akademischen Grad erwerben zu können. Wie alle, die dort ihre Studien aufnahmen, verpflichtete er sich mit einem Eid, „nach bester Kraft die Privilegien der Universität zu bewahren und ihre Stellung, Würde und Ehre Zeit seines Lebens vor Schaden zu bewahren und zu verteidigen.“ Seinen Unterhalt mußte er sich als persönlicher Diener von Professoren und reichen Mitstudenten verdienen. Damit befand er sich auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie in der Universität.

Dagegen waren die Mehrzahl derjenigen, die sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert „Studenten“ nannten, sogenannte „gentlemen commoners,“ Sprößlinge hochstehender Familien, die akademischen Ehrgeiz höchstens belächelten. Trinity wurde die notorische Heimstatt des adligen Müßiggangs, wie ihn der Dichter Lord Byron praktizierte. Sein eleganter Lebensstil lag fern von Newton's spartanischem Gelehrtenkammer-Dasein. So schreibt er in einer Notiz vom

Oktober 1805 an einen John Hanson: „Verehrter Herr – ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir vier Dutzend Flaschen Wein liefern würden, Port, Sherry, Claret und Madeira, ein Dutzend von jedem. Ich habe Teil meiner Einrichtung fertig, und beginne, das College-Leben zu genießen. Meine Erscheinung in der neuen Robe beim Dinner gestern war superb, aber zu meinem Leidwesen etwas ungemütlich.“ Später schreibt er an eine Verwandte: „Es erscheint mir nicht wünschenswert, weiterhin im College zu bleiben, nicht wegen der Kosten (obwohl ich von Natur aus extravagant bin), sondern weil der tägliche Lauf der Dinge hier nicht meiner Anlage entspricht, Verbesserung ist, wie Sie selber wissen, an einer englischen Universität für einen Mann meines Standes unmöglich, die Vorstellung selber geradezu lächerlich.“

Kaum besser stand es lange Zeit um den akademischen Bereich im eigentlichen Sinne, der durch akademische und politische Machtkämpfe zeitweilig zu einer Farce reduziert wurde. Newton, so beklagt schon ein Zeitgenosse, sei „ein Philosoph auf der Suche nach Wahrheit unter Aufsteigern auf der Suche nach einer Karriere“ gewesen. Fraktionskämpfe und Rivalitäten wurden um die Authentizität kirchengeschichtlicher Handschriften ebenso sehr wie um die Verwendung von Baugeldern ausgetragen. Politische, religiöse und persönliche Querelen verquickten sich und ließen den ernsthaften akademischen Betrieb bisweilen völlig zum Stillstand gelangen. Lehrtätigkeiten wurden von den Professoren kaum mehr wahrgenommen, auch weil sie wenig gefragt waren. Wer unter den Studenten den Ehrgeiz besaß, mehr als einen nur symbolischen Abschluß zu machen, mußte sich von privaten Tutoren aufs Examen vorbereiten lassen. Ohnehin war Mathematik das einzige Studienfach, in dem solche sogenannten „Honours“ bezogen werden konnten. Sie avancierte im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zum wichtigsten Fach in Cambridge. Die Universität löste sich aber nur langsam mit dem Aufkommen der empirischen Wissenschaften von ihrem ursprünglichen Selbstverständnis, in erster Linie ein Hort klerikaler Überlieferung zu sein. Noch Newton mußte bei Antritt seiner Fellowship am Trinity College geloben, sich der Theologie zu widmen und sich zu gegebener Zeit ordinieren zu lassen oder andernfalls aus dem College auszutreten. Erst seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde auf die Gretchenfrage an Professoren und Studenten verzichtet, so daß das Bekenntnis zur Anglikanischen Kirche nicht mehr Voraussetzung für die Mitgliedschaft an der Universität war.

Weitere Reformen ab der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts machten sich daran, die seit Jahrhunderten unveränderten Statuten zu

überholen und Oxford und Cambridge wieder dem Rang der weit überlegenen Universitäten in Schottland und auf dem Kontinent anzunähern. Erst jetzt wurde die Verpflichtung zum Zölibat für die Professoren aufgehoben, die bis dahin ihre Tätigkeit hatten aufgeben müssen, wenn sie eine Familie gründen wollten. Hundert Jahre zuvor hatte ein versuchter Angriff auf das Heiratsverbot noch einen Zeitgenossen zu der Befürchtung veranlaßt, eine Aufhebung der Vorschrift werde „die Fellows an den Bettelstab bringen, die Colleges in Armenhäuser verwandeln und die Universität überhaupt in Verruf bringen.“

Trinity führte außerdem als erstes College eine Aufnahmeprüfung für Studenten ein, in der diese nachweisen mußten, daß sie tatsächlich Aussichten hatten, ein ernsthaftes Studium zu bewältigen, und das College selber begann sich wieder verantwortlich für den Unterricht der Studenten zu sehen.

Von einer wirklichen Modernisierung konnte allerdings nicht die Rede sein, solange Frauen von der Körperschaft ausgeschlossen blieben; das war bis 1977, und auch da erfolgte die Aufhebung der Männerdomäne nur unter großem Widerstand.

Obwohl Trinity sich heute als modern und vorwärtsblickend verstanden wissen will, wird auf Geschichte und Tradition weiterhin größter Wert gelegt. Wie vor fünfhundert Jahren speisen seine lehrenden und lernenden Mitglieder, mit ihren Talaren angetan, in dem alten holzgetäfelten Speisesaal, und lassen vor dem Essen das lateinische Sermon über sich ergehen. Das Ideal eines der Wissenschaft verpflichteten Kollegiums wird vielleicht mehr denn je beschworen, auch wenn die Rangunterschiede natürlich keineswegs unter den Tisch fallen dürfen: im Gegenteil, sie sind an der höheren oder niedrigeren Position des Tisches im Speisesaal abzulesen, ebenso wie an der Sitzordnung und an der Saumfarbe der Talare. Für die Studenten bedeutet die Zeit in Trinity heutzutage harte Arbeit, und strenge Auswahlverfahren lassen Beschäftigungen, die ein Byron als unter seiner Würde erachtete, als Privileg erscheinen. Mancher heutige Student würde wohl viel darum geben, die Vorlesungen eines Isaac Newton besuchen zu können; zu seiner Zeit allerdings, so wird berichtet, „kamen so wenige, um ihn anzuhören, und noch weniger, die ihn verstanden, daß er aus Mangel an Zuhörern oft sozusagen zu den Wänden sprach.“

Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Korff

Probefahrt mit dem Brennstoffzellen-Auto „Necar 4“ von Daimler-Chrysler

Voltaire erzählt mit dem größten Vergnügen, daß er zu Beginn seiner Karriere das beträchtliche väterliche Erbe in den Ankauf sämtlicher Lose der staatlichen Lotterie steckte. Er gewann und bekam den Einsatz mehrfach zurück. Der König, der die Lotterie seinem Finanzminister anvertraut hatte und erfahren mußte, daß dieser nicht rechnen konnte und sich noch dazu von einem Philosophen übers Ohr hauen ließ, war so erbost, daß er ihn feuerte.

Ein ähnliches Schauspiel mit überraschendem Ausgang hat sich bei der Firma Mercedes-Benz – nunmehr Daimler-Chrysler – ereignet. Eben weil Edzard Reuter mit seiner Idee technischer Innovation außerhalb des konventionellen Fahrzeugbereichs Milliarden DM in den Sand streute, konnte aus dem sonst unfruchtbaren Gelände unbemerkt ein vielversprechender Keim wachsen, der für den Verlust entschädigt und alle anderen Firmen, die es ebenfalls versuchten, schon jetzt überragt: die Entwicklung der Brennstoffzelle.

Die Autoindustrie und nicht nur sie, sondern auch die Umweltpolitiker, die das Ereignis bereden und zerreden, sind gegenwärtig wieder so gespalten, wie man es aus der Technikgeschichte und sogar aus der Bibel kennt, in törichte und kluge Jungfrauen. Die einen haben ihre Lampen geputzt und angezündet in der Erwartung des Herrn, die anderen haben sie erkalten lassen. Unfair wäre es, beim offensichtlich erfolgten Durchbruch Daimler-Chryslers, die törichten Autofirmen zu nennen, die das Risiko nur halb angingen und damit bedauerlicherweise fehlten, es seien aber die Namen der Jungfrauen erwähnt, die es eigentlich wissen müßten: das Umweltbundesamt und die Organisation Greenpeace. Offenbar wollen sie keine Autos, aus deren Auspuff weder Lärm noch Gestank, sondern nur Trinkwasserdampf quillt. Wäre ich der König von Frankreich, wären wir im 18. Jahrhundert, würde ich sie feuern!

Einen Monat lang hatte ich die A-Klasse 160 mit 102 PS und vollautomatischem Getriebe probegefahren, ein Benzinfahrzeug, das dem Brennstoffzellenfahrzeug „Necar 4“ in der Leistung vergleichbar ist, hatte sie über Pässe, Autobahnen, durch die Stadt und über Landstra-

Ben gejagt, und nun setzte ich mich, entschlossen, das gleiche zu tun, in Nabern bei Kirchheim-Teck in das „Wasserauto“ – so will ich es jetzt einmal nennen, denn der endgültige Name fehlt noch – und drehte den Schlüssel. Zwei leise Geräusche vernahm ich, das Surren des Kompressors, der den Wasserstoff durch die Zellen treibt und Strom auf kaltem Wege erzeugt, und das Ticken des schon eingelegten Blinkers. Wir führen zu dritt geradenwegs hoch in die Schwäbische Alb. Das Auto, zur Markteinführung im Jahr 2004 geplant, schoß über die Ebene wie der Curlingstein auf dem Eis, denn die Umpolung beim Gaswegnehmen, die den Elektromotor in einen Generator verwandelt und damit zusätzlich Strom erzeugend bremst, fehlte bei diesem Prototypen noch. Man fährt also in der Ebene, indem man gelegentlich das Gaspedal berührt und bleibt im Schwung auch nicht zurück, wenn man das Pedal entlastet. Die für einen Elektromotor übliche lineare Beschleunigung ist durch einen Drehzahlwandler potentiell und pedaldruckabhängig gestaltet worden, so daß der Eindruck entsteht, man führe tatsächlich einen Explosionsmotor. An die Lautlosigkeit des Dahingleitens kann man sich mit Lust gewöhnen. Da in den Stacks viel Gas, Luft und Kühlmittel bewegt und auch geräuschgedämpft werden, entsteht die Halluzination, man blase ständig Strom aus und nach hinten und würde dadurch sanft vorangetrieben, würde sich verströmen wie ein Luftballon, den man mit geöffnetem Ventil fliegen läßt.

In der Steigung nahm der Beifahrer und hinter mir die Leiterin der Pressestelle die Hände vor das Gesicht, schließlich gibt es nur einen Prototypen bei der Firma! Ich ging nicht nur rasant in eine Haarnadelkurve, sondern überholte gleich anschließend einen Lastwagen und erlebte, daß bei durchgedrücktem Gashebel das Fahrzeug in der Steigung (ca. 10%) vehement beschleunigte. Und dies in einer Stille, die nur durchtönt war von dem emsigen Kompressor, der übrigens auch bald ersetzt und verstummen wird. (Für die Jugend oder für das motorbegeisterte Mittelalter kommt man wohl in Zukunft nicht umhin, das Motorgeräusch simulieren zu müssen, aber nur im Inneren des Fahrzeugs!) Daß die Beschleunigungsrate schon fast so gut sei wie beim A-160 Benziner, hatte ich mir schon nach einer Probefahrt des „Necar 2“ denken können, denn das Drehmoment eines Elektromotors steht in voller Kraft sofort zur Verfügung (hier 75 PS) und läßt wie Muskelkraft erst in der Anspannung nach. Hochgeschwindigkeit ist von einem Brennstoffzellenauto jetzt noch nicht zu erwarten, aber mit 145 km / h, die der „Necar 4“ auf der Autobahn hält, bis der Wasserstofftank leer ist, 450 Kilometer weit, reichen aus, man wird durch die Sauberkeit und Mobilität im Stadtverkehr entschädigt.

Dieses Fahrzeug wird nur in Flotillen laufen können, bei Behörden, der Polizei und Taxibetrieben, weil es abends an eine Wasserstoffzapfstelle muß, so, wie sie schon in Hamburg und München eingerichtet ist. Für den Individualverkehr kommt eher der „Necar 5“ in Frage. Auch diese A-Klasse ist ebenfalls zur Serienproduktion vorbereitet, wird mit flüssigem Methanol fahren und sich den nötigen Wasserstoff aus diesem Alkohol reformieren. Der Methanolreformer mit einer Stundenleistung von 70 Litern Wasserstoff ist inzwischen so klein geworden, daß er Platz unter jeder Rückbank findet, im „Necar 5“ verschwindet er ebenfalls im doppelten Boden. Das Methanol, so ist vorgesehen, wird an den regulären Tankstellen aus jenen Zapfsäulen genommen, die früher bleihaltiges Superbenzin oder das einfache Superbenzin abgaben. Daimler-Chryslers Entwicklungsziele sind derzeit: Reduzierung der Herstellungskosten, des Gewichts und des Volumens der Antriebskomponenten. Daß man sich dabei auf ein kleines Fahrzeug wie die A-Klasse kapriziert, bei der Motor, Zellen, Reformator und Tank im doppelten Wagenboden verschwinden, ist besonders bemerkenswert, denn man hätte unter erheblicher Kostenersparnis ein größeres Fahrzeug wählen können.

Fazit: Der „Necar 4“ ist ein normales Auto der Mittelklasse, vergleichbar dem A-160 oder eher noch dem flinken Diesel A-170 CDI, den Boris Schmidt am 12. Januar 1999 an dieser Stelle vorstellte. Seinem grundsätzlich positiven Eindruck ist nichts hinzuzufügen, auch mit einem anderen Antriebsstrang bleiben die Fahreigenschaften der A-Klasse eben A-Klasse. Nur quillt jetzt aus dem Endrohr Wasserdampf und kein Lärm mehr.

Wenn Utopien erreicht werden, fühlen Menschen sich verstimmt. Sie vermissen immer noch das, was bislang als unerreichbar galt und würden lieber das Erreichte preisgeben als das Vermissen, das nämlich würden sie zuerst vermissen. Dies ist, zugegeben, etwas Zartes und Rührendes, Menschliches selbst in harten Köpfen. Ein Ereignis wie dieses – die praktisch funktionierende Umkehrung der Elektrolyse im Jahr 1999, im letzten des 20. Jahrhunderts – ist sehr selten, doch wiederum so selten nicht, als daß man nicht wüßte, wie Menschen anderer Jahrhunderte auf vergleichbare Erfolge reagierten.

Man ist nicht glücklich über das Erreichte, wendet es hin und her, und, statt in ihm die Chance zu sehen, den Schutz und Erhalt dieser Welt gemeinsam anzugehen, entdeckt man sich als Rivale. Wie am Bachufer sitzen die Menschen und wenden den Blick zurück zu demjenigen, der ihnen das Wasser abgräbt und nach vorn zu dem, der ihnen ebenfalls

nimmt, was sie gern für sich behalten hätten. Sie wollen dann noch einmal die Segel-, die Dampfschiffahrt, oder wie jetzt den Ottomotor retten und entwickeln scharfsinnigen Einspruch notfalls durch Verschweigen. So gehörte bislang die Existenz der Brennstoffzellentechnik zu den bestgehütetsten Geheimnissen unserer Informationsgesellschaft. Wer kennt schon die Brennstoffzelle?

So haben die erwähnten Jungfrauen, zu denen nicht die Partei der Grünen, sondern das Umweltbundesamt und Greenpeace gehören, in verständlicher, jedoch unheiliger Allianz auch die Mineralölindustrie und Ottomotorenbauer, ja sogar die Zeitschrift „Capital“, die am 5.2.1999 es ablehnte, über den „Necar 4“ zu berichten, in ihrer (den Herrn verschmähenden) Erwartung des Herrn sich ein wenig zu klug, eigentlich töricht gerüstet oder nachgerüstet. So setzt das Umweltbundesamt nicht auf die Brennstoffzelle, sondern bevorzugt gefährliche Leichtgewichtautos wie den „Smile“ von Greenpeace und einen neuen Katalysator, den der Leiter des Amtes schon in seinem Privatwagen fährt.

Die Polemik gegen die Brennstoffzelle, daß sie, methanolbetrieben, immer noch Kohlendioxyd, wenn auch 30% weniger als herkömmliche Fahrzeuge emittiere, steht knirschend im Widerspruch zur Bereitschaft, aus der Atomindustrie auszusteigen und per Kohlekraft abermals und unabsehbar Megatonnen von CO_2 in die Atmosphäre zu blasen, denn mit Wind-, herkömmlicher Wasser- und Solartechnik wird man in Nordeuropa den Bedarf nicht stillen. Wendet man ein, bei regenerativ aus Faulschlamm oder Kompostbeeten erzeugtem Methanol bliebe der Kohlenstoff im Kreislauf und der Natur würde nur das zurückgegeben, was sie sich vorher aus der Luft zum Wuchs genommen habe, wodurch keine Belastung entsteht, scheinen sie das Argument erst recht gut zu verstehen, dann aber niederzudiskutieren und schließlich ignorieren zu wollen.

Das Umweltbundesamt veröffentlicht nichtempirische und gegen Widerlegung immune CO_2 -Bilanzen, beschwert sich über energetisch aufwendig herzustellenden, teuren, nichtzuhabenden Wasserstoff. Zu teuer? Nichtzuhaben? Die Erdöl fördernden Länder werden ihre Wüsten mit Sonnenkollektoren überziehen, den Strom photovoltaisch erzeugen, ihn per Überlandleitung zum nächsten Hafen schicken, wo dieser Strom aus Wasser Wasserstoff erzeugt, ihn auch tiefkühlt und per Tanker, der ebenfalls mit der funkenlosen Brennstoffzelle fährt, verschifft. Dadurch ist mit Hilfe der Sonne der Kreislauf der Elektrolyse und ihrer Umkehrung geschlossen. Das Beiprodukt Sauerstoff, das zur

Hälfte mitanfällt, wird wie ein riesiger abendlicher Wald die Wüstenregion erfrischen. Man könnte es aber auch zur Bewässerung und Trinkwasserherstellung durch Brennstoffzellenkraftwerke verbrauchen, die gleichzeitig den Strom für die Region liefern. Dies ist ein großes, stilles und sauberes Geschäft für Wüstenbesitzer! Den Rest ihres Öls könnten sie für wertvollere Produkte verwenden oder, besser noch, der Nachwelt im Boden lassen.

Den Diskutanten über Lärm- und Abgasprobleme sollte Daimler-Chrysler stumm das neue, stumme und Trinkwasser ausblasende Auto vors Haus zur Probefahrt stellen. Dann wäre Ruhe, und, absehbar Erlösung. So aber, bei soviel Ignoranz und staatlicher Gleichgültigkeit gegenüber einem Jahrhundertereignis, kann man es der Firma nicht verübeln, daß der erste Praxiseinsatz des Wasserautos jetzt nach Amerika geht, wo die Erfindung, von deutschen Medien unerwähnt, unlängst Furore machte und die Kalifornier erlöste. Denn dort ist bald ein „Zero-Emission-Vehicle“ gesetzlich vorgeschrieben, und dort ist der Absatzmarkt. Schade! Damit geht uns Europäern nicht nur allmählich die Stadt- und Atemluft aus, sondern auch der deutschen Automobilindustrie zunächst 5000 neue Arbeitsplätze verloren.

Julian Kramer

Die Reise um mein Arbeitszimmer

Es war vier Uhr morgens, als ich mit meiner Schwester frierend vor der Haustür stand. Ich hatte meinen Schlüsselbund beim Tanzen in der Freedom Bar verloren.

Vergeblich klingelten wir Sturm, bis um halb fünf mein Mitbewohner Jim auftauchte und uns einließ. Leider hatte ich auch meine Zimmertür abgeschlossen, so daß uns nur noch übrigblieb, durch eines der großen Schiebefenster meines viktorianischen Zimmers einzusteigen.

Diese waren allesamt verriegelt. Also nahm Jim ein Küchenmesser, stieß den Riegel nach oben und öffnete das Fenster mit einem Ruck.

Von innen sieht die Welt schon ganz anders aus. Ich schaue hinaus nach Norden, auf die Linthorpe Road. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sehe ich die typischen kleinen Backsteinhäuser dieses Viertels im Londoner Norden: Stamford Hill. Berühmt dafür, die zweitgrößte chassidisch-jüdische Gemeinde außerhalb Jerusalems zu beherbergen. In der Tat kommen mehrmals am Tag die ernstesten Familienväter mit ihren dunklen Anzügen an meinem Fenster vorbei, mit den schwarzen Hüten und den langen Schläfenlocken, die jungen Frauen mit den glatten Perücken oder Kopftüchern, ihren Einkäufen und mindestens drei Kleinkindern im Schlepptau. Oder die jungen Burschen auf ihren klapprigen Fahrrädern und den unvermeidlichen Anzügen, die ihnen aber einige Nummern zu groß sind. Stamford Hill ist eine bürgerliche, eine ruhige Gegend. Selbst nach Bombenanschlägen auf Londons karibische, bengalische und schwule Gemeinden und Vermutungen, daß die Juden als nächste an der Reihe sein könnten, geht alles seinen gewohnten Gang. Und das bedeutet, daß sich die jüdischen, christlichen, schwarzen und indischen Bewohner des Viertels nicht behelligen, aber auch nicht sonderlich füreinander interessieren.

Auf der Ostseite grenzt mein Zimmer an das Häuschen der schwarzen Nachbarn, eines älteren Ehepaares, das man nur selten zu Gesicht bekommt. Nur an einem sonnigen Nachmittag kann man über den Gartenzaun hinweg beobachten, wie das Ehepaar resigniert die keifenden Belehrungen der erwachsenen Tochter über sich ergehen läßt. An der Ostseite meines Zimmers steht auch mein eisernes Bett, das Mister Mak angeschafft hat, nachdem das Haus von einer Bettwanzenplage

heimgesucht worden war, die erst nach dem Austausch sämtlicher Bettgestelle und Matratzen abgewehrt werden konnte. Mein Bett ist der Mittelpunkt meines Lebens. Nirgends läßt sich so gut wie hier die Arbeit verrichten, die ein Literaturwissenschaftler zu seiner Hauptbeschäftigung erkoren hat: das Lesen. Leider birgt diese Arbeitsstätte auch das Risiko in sich, in Sekundenbruchteilen über den größten literarischen Schätzen einzunicken. Aber das nimmt man an so einem bequemen Platz gerne in Kauf.

Mein Bett ist auch der Ort, wo meine nächtlichen Eroberungen irgendwann landen – um nach zwei Sekunden in einen schnarchenden Tiefschlaf zu verfallen oder mir morgens zu einer völlig unmenschlichen Zeit mitzuteilen, daß es nun an der Zeit sei, sich an den Arbeitsplatz zu begeben.

Das Leben ist hart, aber zum Glück gibt es ja Jaime, meine amerikanische Zimmernachbarin auf der Südseite. Hast Du Kummer oder Sorgen, denke an den nächsten Morgen – denn dann schenkt mir Jaime bei unserem täglichen Frühstück in der Küche ihr Ohr, und die Sonne scheint schon wieder über den Gartenzaun durch das Küchenfenster.

Wir haben es uns angewöhnt, zum Frühstück den unsäglichen englischen Toast mit Ei und schwedischem Kaviar aus der Tube zu belegen. Diese Unsitte haben wir nach ein paar Monaten von unseren norwegischen Mitbewohnerinnen Anni und Trude übernommen. Die beiden Skandinavierinnen sind nicht die einzigen, die mit Jaime und mir in das geräumige Studentenhaus eingezogen sind. Wir haben noch acht weitere Mitbewohner aus aller Welt.

Bei solch engen Wohnverhältnissen war der Hausbesitzer Mister Mak einfach gezwungen, strenge Regeln einzuführen. Und so prangt es unübersehbar über dem Spülbecken: „Do the washing-up – it’s the law.“ Kein Wunder, daß diese Regel auch peinlichst befolgt wird.

Wenn mein Bett als der Mittelpunkt meines Zimmers angesehen werden kann, so gilt dasselbe für die Küche in bezug auf das ganze Haus. Sie ist nicht nur der Treffpunkt zu allen Hauptmahlzeiten, sondern auch der Schauplatz der legendären Christmas, Easter und Farewell Parties, für die Mister Mak stets einige Pfunde lockermacht. ‘Kauft nicht zuviel zu essen’, sagt er dann, ‘lieber Wein und Bier, ihr wollt schließlich euren Spaß.’ Gewöhnlich beginnt so eine Party damit, daß die Norweger hyperaktiv und mit Staubsauger sowie Putzlappen bewaffnet durch das ganze Haus wirbeln. Gegen acht Uhr abends wird Anni dann mit einer qualmenden Zigarette in der manikürten Hand

sagen: 'Es gibt nichts mehr zu tun. Ich werde jetzt mein Make-up auflegen.' Dann werden Lidschatten und Highlighter aufgetragen, Wimpern in elegantem Schwung gebogen und mit Mascara geschwärzt, Lippen verführerisch bemalt und schließlich, d'ernier cri der Saison, kleine, funkelnde Straßsteine an die Stirn geheftet. Das Fest kann beginnen!

Gegen halb neun trudeln die Gäste aus allen Ecken der großen Stadt ein. Trotz zahlreicher Besucher kommt es selten vor, daß im Haus mehr als fünf Personen gleicher Nationalität versammelt sind.

Jaimes Zimmer ist zur Tanzfläche umgewandelt worden. Das bunte Glasfenster und die Tür zum Garten zaubern zusammen mit einem Dutzend Teelichtern und Kerzen eine warme, sinnliche Atmosphäre. Je weiter der Abend voranschreitet, desto weinseliger werden die Gäste, um so torkelnder die Tanzbewegungen. Unser Mitbewohner Espen ist schon gegen Mitternacht wie tot in einen Ledersessel gesunken und nicht mehr wach zu bekommen. Ein einzelnes Paar zieht sich eng umschlungen in eines der Zimmer im ersten Stock zurück. Nicht mehr lange, und die ersten Gäste verabschieden sich mit Küssen und Umarmungen von den Gastgebern. Weit nach vier Uhr morgens sagt Trude: 'Shit, jetzt auch noch saubermachen.' Die Aufräumaktion war Mister Maks einzige Bedingung für seinen großzügigen Obolus.

Nachdem wir den halben Sonntag verschlafen, hat uns der Alltag schnell wieder. Morgens wird Espen von klopfenden Geräuschen geweckt, weil Mister Mak versehentlich mit einem Kehrbesen an seine Tür stößt. Der Hausbesitzer kommt jeden Morgen in die Linthorpe Road, um die Toiletten zu putzen, den Küchenboden zu wischen sowie Treppe und Flure zu kehren. Anschließend kommt es wie jeden Morgen zum Stau vor dem Badezimmer im ersten Stock: Trude, Jaime und Espen sind zur gleichen Zeit auf die Idee gekommen, eine Dusche zu nehmen.

Robin, der Gentleman des Hauses, verläßt das Haus als erster, stets frisch duftend, akkurat frisiert und mit einer ledernen Aktenmappe unter dem Arm. Er arbeitet in einem Krebsforschungsprojekt des University College. Dann machen sich die blonde Anni und die dunkelhaarige Trude auf den Weg, immer gemeinsam, Anni mit ihrem Rucksack, aus dem rundherum Gummistacheln dringen, und Trude mit plateaubewehrten Schuhen, die jeden Orthopäden zur Verzweiflung bringen würden. Die beiden haben einen Kurs in Gender Studies an der London School of Economics belegt.

Schließlich hole ich mein Fahrrad aus dem Flur, schwinde mich auf den Sattel und fahre über Islington nach Bloomsbury, zu meinem College, der School of Slavonic and East European Studies am Russell Square. In meiner Vorlesung geht es heute um die zweite Welle des Feminismus in der tschechischen Literatur der Jahrhundertwende.

Wenn ich abends nach Hause komme, sind Rebeca und Luis meist die ersten, auf die ich treffe. Rebeca hatte sich dazu entschlossen, mit ihrem Partner Luis aus Santiago de Chile nach London zu kommen. Luis forscht ebenfalls an der London School of Economics im Fachbereich Internationale Beziehungen. Er hat seine Kindheit in der Bronx in New York verbracht und ist an multikulturelle Verhältnisse gewöhnt, ganz im Gegensatz zu Rebeca. Diese kommt jeden Abend mit glühenden Wangen nach Hause und erzählt von den vielen Schwarzen und Indern, den Juden und Chinesen, die sie in der Stadt gesehen hat. 'In Santiago sind die Leute zwar europäisch-indianischer Abstammung, aber irgendwie sehen doch alle gleich aus', meint sie.

Maria Slowinska

Weh und Ach

Oh Weh und Ach! Welch Leid widerfährt ihm! Dem Theaterkritiker nämlich, der hochsommers, wenn sogar Schauspieler frei haben, sein gewohntes Terrain zu verlassen nicht gewillt ist. Sich hinaus zu wagen aus der schützenden Dunkelheit des Theaterbauch um abendlicher Helligkeit, Schwüle oder gar Regen in Freilichtaufführungen zu trotzen – unmöglich. Schließlich könnte ja auch der professionelle Kritiker-Kuli mit integrierter Mini-Glühbirne Schaden nehmen... Da aber dennoch das Kleingeld für die Zigarillos und den Sekt danach verdient werden muss, tut eine bequeme Alternative not. Und was liegt da näher als Licht aus – Vorhang zu – Video play.

Ich habe mich schon oft gefragt, was wohl in den Köpfen so mancher Kritiker vorgeht, womit sie ihre Phantasie speisen und was sie menschlich umtreiben mochte, als sie ihre kleinen Kunstwerke zu Papier brachten. Die Annahme, dass durchaus auch ein Videoband als künstlerische Grundlage dienen mochte, könnte vielleicht über diese gewissen psychologischen Verwicklungen Aufschluss geben. Und zumindest während jener berüchtigten Stadttheater-tot-Phase im Sommer manch eine Niederschrift entschuldigen oder wenigstens erklären.

Ich werde das Selbstexperiment wagen. Versuchsgegenstand: Frank Castorfs „Schmutzige Hände“ von der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, gesendet auf 3sat, aufgezeichnet von Tanja. Netterweise wird mir der Einstieg etwas erleichtert: „Jean-Paul Sartres „Schmutzige Hände“ als Sinnbild für den Konflikt in Jugoslawien“. So der Kommentar des Sprechers. Damit werden also Fehlinterpretationen gleich mal ausgeschlossen. Was natürlich die Interpretation und Bewertung der ersten Viertelstunde erheblich erleichtert, denn wer kennt nicht den Aha-Effekt, der erst gegen Ende des Stückes eintritt und einen zwingt, seine persönliche Interpretation der Anfangsszenen vielleicht doch noch für gänzlich unlogisch zu erklären.

Volksbühne, Zuschauerraum. Das obligatorische Zuschauerhusten. Der Vorhang, rot, zu. Und dann eine Stimme. Lediglich an dieser Stimme erkenne ich, dass eben ein Schauspieler aufgetreten sein muss, denn leider reicht die Beleuchtung auf der Bühne nur für das Publikum, nicht aber für die Kamera. Aber glücklicherweise verfügt mein

toller kleiner Fernseher auch über eine Helligkeitsregulierung. Beleuchtung homemade. Perfekte Sicht. Nur ein bisschen farbenblass. Jetzt sehe ich auch den Schauspieler, Matthias Matschke, und ein kleiner Kameraschwenk verrät ebenfalls die Anwesenheit von Silvia Rieger. Als Hugo und Olga führen die beiden mit einer Art Prolog in die Handlung ein. Was sich dann in den nächsten zwei Stunden abspielt, ist ein Rückblick der beiden, auch wenn Hugo am Ende dieses Rückblicks eigentlich erschossen wird...

Zweiter Weltkrieg. Der junge Bourgeois Hugo bekommt von „der Partei“ den Auftrag, einen ihrer Führer zu ermorden. Dieser Hoederer alias Henry Hübchen steht den Parteiinteressen im Weg, da er sich mit den nationalen und bürgerlichen Kräften im Land verbünden will, anstatt nach Kriegsende das Land ganz sozialistischer Führung zu überlassen. Hugo wird als Sekretär zusammen mit seiner Frau Jessica (Kathrin Angerer) bei Hoederer eingeschleust. Obwohl er von seinem politischen Auftrag überzeugt ist, kann Hugo sich nicht dazu überwinden, Hoederer zu erschießen. Erst als er eine Affäre zwischen seiner Frau und Hoederer vermutet, drückt er ab. Unglücklicherweise erweist sich der Tötungsauftrag aber als überholt, die Partei hat ihre Linie geändert. Hugos Selbstbild und der Mord fussten jedoch auf der Richtigkeit seiner politischen Überzeugung, Hugo ist nicht mehr in der Lage, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und wird nun selbst vom Parteivorsitzenden erschossen.

Soweit Sartre in Kurzfassung. Bei Castorf wird diese Handlung so mit Versatzstücken garniert, dass eindeutige Bezüge zur Person Karadzic entstehen. Hübchen ist also Hoederer und Karadzic in Personalunion, was mitunter zu einer leichten Verwirrung führt. Bekanntlich sind solche Verwirrungszustände symptomatisch für viele Castorf-Inszenierungen, was dieser Aufführung aber keinen Abbruch tut. Schliesslich bietet der Regisseur nicht einfach nur „ein Sinnbild“ (s. o.) an, sondern eine Vielzahl von menschlichen und politischen Themen und Problemen.

So ist zum Beispiel Hugos Frau mit dessen Tante verschwägert, und da sie sich in den Zwillingbruder ihrer Cousine verliebt hat, wurde sie von ihren Eltern verstoßen, weshalb sie in New York als Striptease Tänzerin arbeitete, wobei sie –

Moment. Entschuldigung. Bin leider an die Fernbedienung gekommen. Kann vorkommen. Dann nutze ich mal die Gunst der Stunde für eine kleine Kühlschrankschneepause. Oder ähnliches. Castorf hat ja dummerweise keine Pause im Stück.

Also weiter im Stück. Castorfs Collage aus Sartres Text, Gedichten von Karadzic, Tagebuchaufzeichnungen von misshandelten Kriegsoptionen aus Ex-Jugoslawien, politischen Reden und Pamphleten und die Überreste der Probenexperimente ergeben zusammen ein weites und durchaus fesselndes Feld von Ideen und Problemen. Seine Art, Dinge nicht auszudeuten und Widersprüche ebenso einzubauen wie abstruse Momente, zum Beispiel einen dressierten Affen, lassen genug Raum für selbständiges Denken.

Äusserst unangenehm. Glücklicherweise hilft mir die Kamera etwas bei der Fokussierung der wichtigen Momente auf der Bühne, so werde ich nicht allzusehr verwirrt und bekomme zusammen mit dem Stück auch gleich eine komplette Sichtweise frei Haus geliefert. Macht das Erlebnis natürlich ungleich komfortabler, da ich Herr meiner Fernbedienung bleiben kann und somit auch die ohrenbetäubende Musik und das eigentlich markerschütternde Maschinengewehrfeuer unter Kontrolle behalte. Somit kann ich mich geschickt Castorfs brutal direktem Zugriff auf die Zuschauer entziehen, auch wenn mir scheint, dass die Energie und Verve etwas am Bildschirm kleben bleiben. Denn was die schauspielerische Leistung angeht, so ist sie durchweg mitreissend, darstellerisch wie körperlich. Die Motivationen und Denkweisen der Figuren werden bis ins Letzte deutlich, und seien sie noch so unvernünftig oder unvermittelt. Auch die Balance zwischen den verschiedenen Spielebenen, zwischen wer nun wann spielt oder nicht spielt oder sich selbst spielt oder spielt, dass er spielt, wird vom Ensemble mühelos gehalten. Castorfs Vorliebe für kleine Ausbrüche und Aussetzer der Figuren und die Brüche im Spiel und in der Handlung können aber entweder äußerst unterhaltsam oder äußerst nervend sein. Ob man gerne Leuten zuschaut, die laut schreiend im Raum herumspringen und wild ihre Extremitäten von sich schleudern, bleibt jedem Zuschauer selbst überlassen. Heimvorteil für den Fernsehzuschauer: Ausschalten ist weniger peinlich als rausgehen.

Die von Hartmut Meyer entworfene Drehbühne mit vier verschiedenen Spielorten, teilweise durch Tunnel miteinander verbunden, unterstützt die Regie nicht nur durch die Möglichkeit flüssiger Szenenwechsel und die Kombination realistischer und eher abstrakter Spielräume, sondern bietet auch Stoff für weitere Ideen und Interpretationsansätze. Was im Schlafzimmer von Hugo und Jessica aus dem Verbindungstunnel erwächst, passt sich beispielsweise als Rutsche interpretiert wunderbar in das oft kindische und trotzig-hysterische Verhalten der Figuren ein. Auch die Beleuchtung liefert einen maßgeblichen Teil zur wahrscheinlich sehr intensiven Bühnenatmosphäre, der

mein Fernseher leider eine eigene Lichtregie (schwarz = fleckig bunt, bunt = undefinierbar) entgegengesetzt.

Alles in Allem ein sehr unterhaltsamer Abend, der im Theater durchaus auch einen Kloss im Hals provoziert, denn genau diese unterhaltenden Momente, der Spass, denn man hat, wird durch brutale oder auch nur allzu menschliche Wahrheiten kontrastiert, die den Zuschauer beim eigenen Lachen packen.

Können. Denn der Fernsehabend schafft es nur ganz schemenhaft, dies alles über den Äther zu bringen.

An diesem Punkt nun muss ich zugeben, dass die Annahme, von der mein Experiment ausging, gemein ist. Ehrlich gesagt habe ich das Stück nämlich auch schon einmal vor der Durchführung des Experimentes dreidimensional und ganz in echt gesehen. Denn sogar dem von Arbeitsentzug gequälten Kritiker im Sommerloch kann ein Videoband als Grundlage nicht im entferntesten genügen. Es sei denn, er langweilt sich selbst im Theater und leidet so auch nicht sonderlich mehr unter Fernsehaufzeichnungen. Was denn aber auch manches erklären könnte. Weh und Ach.

Alexander Thies

Ein Sonntag in Leipzig

Bereits am frühen Vormittag versammeln sich die ersten Grüppchen um das altehrwürdige Gebäude, das aus dem touristischen Pflichtprogramm eines jeden Leipzig-Besuchers nicht wegzudenken ist. „Nikolaikirche – offen für alle“, so der programmatische Spruch, mit dem das älteste Gotteshaus der Stadt seine Gäste empfängt. Berühmt wurde die Kirche durch die Umwälzungen des Jahres 1989, als eine Keimzelle der friedlichen Revolution, mit der sich die Menschen selbst zur Freiheit verhalfen. „Die Göttin Lipsia war wohl auf die Erde gekommen, sie hatte ihre Stadt lange genug im Stich gelassen, nun brachte sie Güte und Heiterkeit mit“, so der kritisch-engagierte Erich Loest in seinem Roman „Nikolaikirche“ über die ereignisreiche Zeit. Zehn Jahre sind seit jenen großen Taten vergangen. Jahre, in denen sich viel verändert hat.

Dieser sonnige Tag ist kein gewöhnlicher Sonntag: Waren die Straßen der Innenstadt am Vormittag noch gähnend leer, so bildet sich gegen 13 Uhr eine Mensentraube vor der Filiale einer großen Kaufhauskette. Endlich werden die Türen geöffnet, und die Leute strömen, erwartungsfrohen Gesichts, hinein. Schnell entsteht eine Geschäftigkeit im gesamten Zentrum, die die Grenze zwischen Ruhe- und Wochentag zur Unkenntlichkeit verwischt. Das neue Leipzig, ein Shopping-Paradies, zeigt sein wahres Gesicht. Das Angebot der offenen Läden wird gerne angenommen, Alt und Jung tummeln sich nun hier. Dennoch überwiegt heute der Anteil der jungen, dynamischen Menschen, die, mit Sonnenbrille und Handy bestückt, Kleidungsge-
schäfte und Straßencafés frequentieren.

So finden sich zahlreiche Touristen, die die Reise vielleicht mit etwas anderen Erwartungen angetreten haben, im hektischen Geschehen zwischen shoppenden Leipzigern und „Promotion-Teams“ in grellen Anzügen an fast jeder Ecke wieder. Herr Ogawa, ein drahtiger Mitfünfziger, bestaunt die Rekonstruktion des jugendstiligen Orienttempels, der heute das „Kaffeehaus Riquet“ beherbergt. „Magnificent“, stößt er aus, mit Blick abwechselnd auf die akribisch wiederhergestellten Mosaik- und den pagodenartigen Dachaufsatz. Herr Ogawa ist mit seiner Frau aus Tokio angereist, „back to Europe this year“. In Ostdeutschland ist er zuvor allerdings noch nicht gewesen. Die architekto-

nischen Sünden des Sozialismus fallen ihm ebenso ins Auge wie die alten Schönheiten. Auf dem Sachsenplatz, wo die durch den Krieg geschlagenen Wunden in der DDR nur notdürftig kaschiert wurden, schüttelt er angesichts der wuchtigen Bauten mit dem Kopf und sagt trocken: „That really doesn't work.“ Viel wohler fühlt er sich dagegen auf dem benachbarten Marktplatz. Ein ehrfürchtiger, fast feierlicher Ausdruck tritt in Herrn Ogawas Gesicht, als er erfährt, daß in dem am Platz gelegenen „Königshaus“ sogar einmal Friedrich der Große Quartier bezogen hat, während des Siebenjährigen Krieges.

Die Traditionen der Stadt an der Pleiße sind ihr großes Kapital, und dieser Tatsache scheint man sich hier bewußt zu sein. Das neue Leipzig gibt sich durch und durch klassisch. Das Romanushaus, ehemals das Stadtschloß eines Bürgermeisters zeigt sich mit großzügiger Barockfassade, andere Gebäude warten wiederum mit Rokoko oder auch Gründerzeitstil auf. Üppige Formen, wohin man sieht. Doch in die alten Bauten der Innenstadt, zum Teil bereits zu DDR-Zeiten restauriert, ist im Laufe der letzten Jahre ein neuer Chic eingezogen.

Vor der Alten Handelsbörse, ebenfalls eine Attraktion, steht der angehende Student der Jurisprudenz Johann Wolfgang von Goethe, und seine Schritte weisen in Richtung des Passagen-geflechts, das zum Sinnbild für mondäne Eleganz in Leipzig avanciert ist. Durch die Mädler-Passage spazieren einige Damen, die perfekt in das edle Ambiente passen, ihre Aigner-Handtaschen leicht im Rhythmus des Schrittes wiegend. Sie könnten sich eine ausgedehnte Shopping-Tour durch die exklusiven Geschäfte der Passage wohl leisten. Der Rest, durchschnittliche Sonntageinkäufer, wohl eher nicht. Ihre Blicke in die Fenster der Luxus-Läden sind kurz und verstohlen, die der offenkundig Betuchten muten gelangweilt an. Nicht einmal die beliebten Statuen am Treppeneingang zur ehemaligen Studentenkneipe „Auerbachs Keller“, der bekannten Szene aus Goethes Dichtung nachempfunden, scheinen ihr Interesse wecken zu können.

Man trifft jedoch nicht nur auf solche, die den Tag sorgenfrei genießen können. Jürgen steht auf der Schattenseite der „Boomtown“. Vom Bahnhof kommende Passanten spricht er auf Kleingeld an und geben sie ihm keines, wünscht er ihnen trotzdem einen schönen Sonntag. „Meine ABM-Stelle ist ausgelaufen, und die Bürokratie arbeitet langsam“, sagt er und fügt mit Nachdruck hinzu: „Ich mache das nicht gerne.“ Man glaubt es ihm gleich. Ein durchgeschwitztes Hemd mit braungefärbtem Kragen trägt an einem Tag wie diesem wohl niemand mit Vergnügen. Er erzählt, daß er einmal im Tierheim gearbeitet habe

und daß das der wohl beste Job gewesen sei, den er jemals gehabt habe. Nun steht er hier, da er nirgendwo hat bleiben können.

Am Hauptbahnhof werden solche wie er, mit schmutziger Kleidung und speckigen Haaren, nicht gerne gesehen, oder anders gesagt: Sie werden dort schlichtweg nicht geduldet. Das „Kultur-Denkmal größter und erhabenster Art“, wie ein Jurymitglied anno 1907 den damals noch zu bauenden Bahnhof nannte, ist nämlich ein weiteres Aushängeschild der Stadt. Die Dimensionen des größten Kopfbahnhofs Europas sind in der Tat gewaltig. Sandstein leuchtet hier stolze 267 Meter lang. Die Restauration, 1997 abgeschlossen, hat dem Bahnhof sein altes Prestige zurückgegeben. Bullige Männer in den Uniformen eines Sicherheitsdienstes, die heute – wie jeden Tag – zahlreich zugegen sind, achten streng auf die den Ansprüchen angemessene Etikette. Setzen sich Kinder auf die gewienerten Treppen, entgeht ihnen das nicht, und die Ermahnung folgt auf dem Fuße. Alles blitzt und glänzt vor Sauberkeit, und so soll es anscheinend auch bleiben. Regelmäßig schieben einzelne Bahnhofsangestellte ihre Putzwagen an den Leuten vorbei und tasten den Boden mit ihren Blicken nach Unrat ab.

Auf drei Etagen findet sich auch hier alles, was das Käuferherz begehrt. Über 30.000 Quadratmeter Handelsfläche sind es, die die Produkte zum Kunden tragen sollen. Auf den überfüllten Gängen, durch die sich ganze Großfamilien zu schieben scheinen, gibt es die vielzitierte „Promotion“ im Überfluß. Ob Gratis-Haarschnitt, Verkaufsshow mit Moderator und Dancefloor-Musik oder Verlosung eines Kleinwagens mit publikumswirksamer Untermalung, ein Sonntag im neuen Hauptbahnhof ist ein hektisches Unterfangen.

Am Abend, als im Herzen Leipzigs wieder Ruhe eingekehrt ist, steht die alte Kirche unter sternenklaarem Himmel, in das Licht der Scheinwerfer getaucht. Am Nikolaikirchhof sitzen die Menschen bei Kerzenschein, lautes Gelächter und einige derbe Witze klingen zur Kirche herüber. Mobiltelefone klingeln, die mit munteren Melodien die Aufmerksamkeit ihrer Besitzer fordern. Sollte all das die Heiterkeit sein, die jene Göttin den Menschen einst brachte?

Hans-Thomas Tillschneider

Charaktere

Charaktereskizzen in der Manier von Elias Canettis „Der Ohrenzeuge“ (1974)

Der Tagschläfer

Der Tagschläfer ist stolz darauf, nach eigenen Zeiten zu wachen und zu schlafen. Wenn die Meisten zu Bett gehen, steht er auf, und wenn die Meisten aufstehen, geht er zu Bett. Trifft man ihn nachmittags und fragt ihn, wo er zu Mittag gegessen habe, so antwortet er stets: „Du meinst wohl gefrühstückt!“.

Kennt man ihn nicht, nimmt er das zum Anlaß, um seine Philosophie zu entfalten. Die Nacht biete uns mehr als der Tag, heißt es dann. Das Licht lasse nur scheinbar erscheinen, in Wahrheit verdecke es viel. Die dunkle Nacht aber decke all das auf, was der Tag mit einem Schleier des Lichtes umgibt. In der Nacht liege die wahre Welt.

Hat der Tagschläfer erst einmal begonnen, seine Lebenseinstellung darzulegen, redet er so lange auf seinen Zuhörer ein, bis dieser ihm in die Nacht folgt. Dann gehen sie zusammen durch die Straßen, treffen sich mit anderen Tagschläfern in dunklen Räumen und führen wirre Gespräche. Meist wird es dem Mitgeschleiften in den ersten Morgenstunden zuviel und er läßt die Tagschläfer allein, was sie ihm sehr übel nehmen. Nicht nur, daß sie einen missionarischen Sinn hätten, es freut sie auch, Ermüdungserscheinungen zu beobachten. Wenn einer, der noch nicht zu ihnen gehört, teilnahmslos zu blicken, oder die Augen zu schließen beginnt, empfinden die Tagschläfer ihre Stärke. Sie verständigen sich dann mit einem Lächeln, das sagt: „Der braucht noch viel Übung.“

Der Tagschläfer selbst hat lange trainiert, bis er die Zeiten ändern konnte, denn zum Tagschläfer wird man nicht geboren, man muß sich schon zu ihm machen. Die Mißhandlung des Körpers mit Kaffee und Zigaretten zu diesem Zweck gilt als Tugend. Die Tagschläfer brüsten sich damit, wer mehr aushält. Warnt einmal ein Arzt einen Tagschläfer, wartet dieser mit wohlpräparierten Sprüchen auf. Fragt der Arzt am Ende des Gesprächs, ob es dem Tagschläfer egal sei, wann er sterbe, ist die Antwort: „Keinesfalls, ich will sterben, bevor der Morgen beginnt.“

Der Schicksalsfrohe

Den Schicksalsfrohen kann nichts betrüben, denn alles ist vorherbestimmt. Was auch geschehen mag, man kann eh nichts tun, und deshalb freue man sich lieber gleich. Mit dieser Wahrheit lebt der Schicksalsfrohe dahin und sieht freudig den Dingen entgegen, die auf ihn warten.

Als Jungendlicher hat jeder Schicksalsfrohe einmal eine schwere Zeit durchgemacht. Er war damals religiös bis zum Fanatismus. Am liebsten wäre er für seinen Glauben in den Krieg gezogen und hätte allen Ungläubigen ihre hochmütigen Köpfe vom Leib gehauen. Doch als er sah, daß all sein Eifer nichts ausrichten konnte, sagte er sich, alles sei gottgewollt. Irgendwann hörte er von einer Lehre, wonach Gott jede menschliche Handlung in ihrem Moment erschaffe, und diese Lehre gefiel dem Schicksalsfrohen sehr gut. Seitdem sagt er sich bei jedem Schritt: „Das bin nicht ich, der da geht, sondern Gott geht mich gerade“. Nimmt der Schicksalsfrohe ein Stück Zucker aus der Dose, betrachtet er seinen Arm und glaubt, Gott zu fühlen. Fällt er und bricht sich ein Bein, sieht er den Schmerz als göttliche Offenbarung.

Um die Zukunft macht der Schicksalsfrohe sich keine Sorgen. Er spart nichts, schließt keine Lebensversicherung ab, plant keinen Erfolg und hat auch sonst nichts vor. Eine Familie wollte er nie gründen, wollte aber auch nicht ausschließen, daß ihm eine zufällt. Er weiß selbst nicht recht, wie er zu seiner Frau und seinen Kindern gekommen ist, nimmt sie aber als Schicksal und freut sich darüber.

Der Schicksalsfrohe gibt sich mit allem zufrieden, denn was geschehen mußte, ist geschehen und was nicht geschehen sollte, wäre niemals geschehen. Keine vergangene Handlung bedeutet ihm eine Entscheidung. Alles ist schon entschieden und jeden Tag werden neue Entscheidungen bekannt. Die Trauer über verpaßte Möglichkeiten ist dem Schicksalsfrohen ebenso fremd wie die Angst, künftige Möglichkeiten zu verpassen. Er glaubt, göttlichen Frieden gefunden zu haben und kündigt davon mit einer auffallenden Langsamkeit in allen Bewegungen, aber vor allem mit Floskeln. Fordert man etwas von ihm, stimmt er zu, indem er sagt: „Es soll ja sein“. Ablehnung äußert er mit den Worten: „Das Schicksal hat dein Problem schon gelöst“. Muß er einen Termin festlegen, schließt er mit einem „so Gott will“. Seine Freunde schätzen ihn deshalb, denn fühlt er sich für seine Taten nicht verantwortlich, zieht er wenigstens niemand anderen zur Rechenschaft.

Der Denkspieler

Der Denkspieler denkt nicht, er gibt vor zu denken und tut dies zum Spiel. Er tritt überall dort auf, wo es gilt, den Anschein des Denkens zu erwecken. Dort meldet er sich zu Wort und redet mit solchem Eifer, daß man glaubt, es ginge ihm allein um die Sache. Eigentlich freut er sich nur darüber, daß er wieder eines seiner Denkspiele inszenieren darf.

Ein Denkspieler will, daß man ihm zuhört. Ob seine Hörer ihm tatsächlich Glauben schenken, oder ihr verständiges Nicken nur spielen, ist ihm gleich. Ihm geht es darum zu spielen und jeder, der mitspielt, ist willkommen. Oft sieht man die Denkspieler deshalb zusammensitzen. Sie treffen sich abends in bestimmten Lokalen, führen Diskussionen, machen sich etwas vor und haben ihre Freude dran. Richtigen Streit gibt es zwischen ihnen nur, wenn einer das geheime Einverständnis zur Sprache bringt, wenn er in einem Moment unherrschter Selbstkritik sagt: „Eigentlich interessiert uns das, worüber wir sprechen, doch nicht. Wir interessieren uns nur dafür, Worte zu machen“. Nimmt ein Denkspieler sich das Recht zu solchen Bekenntnissen, hat er ausgespielt. Ist er einmal aus seiner Rolle gefallen, läßt man ihn nicht wieder zurück. Die anderen Denkspieler entziehen ihm das Vertrauen und schneiden ihn, wo sie nur können. Vorbei ist die Schützenhilfe in Diskussionen und vorbei sind die gemeinsamen Abende. Würden mehrere von ihnen ihr geheimstes Wissen einfach ausplaudern, würde niemand sich mehr auf die Denkspieler einlassen, auch nicht zum Schein. Ihr Spiel wäre aus. Deshalb gibt es keine Gnade.

Dem leichtsinnigen Denkspieler bleibt nur noch eine Wahl. Entweder, er fängt an zu denken, oder er begibt sich an Orte, wo man ihn noch nicht kennt und beginnt das Spiel von neuem.

Die Schönlügnerin

Die Schönlügnerin verbirgt ihre Wahrheit, denn ihre Wahrheit ist häßlich.

Gleichwohl hütet sich die Schönlügnerin davor, etwas Falsches zu sagen. Das wäre eine wahre Lüge und würde einer Schönlügnerin nicht ziemen. Sie lügt nur mit ihrem Lächeln, und wahrhaft, ihr Lächeln ist schön.

Wer ihr begegnet, hält sie deswegen für liebenswert. Die Schönlügnerin weiß darum und zeigt ihr Wissen mit einem schönen Lächeln, das

mißdeutet werden will. In Wahrheit hat die Schönlügnerin keinen Grund zum Lächeln. Sie verabscheut alles und jeden und in einsamen Momenten gar sich selbst. Dann lächelt sie den Spiegel an und hält sich für schön.

Sie ist für ihr Lächeln bekannt und wenn ihr ein Araber begegnet, nennt er sie Ibtisam. Das ist einer der schönen Frauennamen und heißt „das Lächeln“.

Entlarvt werden kann die Schönlügnerin nicht. Sobald jemand ihr auf die Schliche kommt und ihr ihre Lüge vorwirft, lächelt sie ihn so schön an, daß er sich für seinen Vorwurf schämt.

Vor Worten hat die Schönlügnerin Angst. Sie fürchtet, daß man sie eines Tages darauf festlegen könnte und ihr vielleicht das schöne Lächeln vergehen würde. Deshalb gebraucht sie das nichtssagende Wort, das ihr lächelndes Lügen gut untermalt. Schutz bietet der Schönlügnerin dabei die Konvention. Noch nie hat eine von ihnen den Rahmen des Schicklichen verletzt. Auf das Schickliche verstehen sie sich meisterhaft, weshalb man sie meist dann sieht, wenn Schicklichkeit besonders gefordert ist. Abendliche Empfänge, offizielle Feierlichkeiten, ja sogar Gottesdienste und Beerdigungen sind Tummelplätze der Schönlügnerinnen. Sie lieben es, einen Anlaß zu haben. Dann müssen sie sich für nichts rechtfertigen, nicht für ihr Erscheinen und nicht für ihr Lächeln. Löst sich der Rahmen auf, verschwinden die Schönlügnerinnen. Noch nie hat man sie in einem vertrauten Gespräch getroffen. Nur einmal soll jemand, aber es handelt sich um ein Gerücht, eine Schönlügnerin angetroffen haben, als nur zwei oder drei andere Personen dabei waren. Er soll sie unvermittelt gefragt haben, ob sie mit ihren Worten oder mit ihrem Lächeln lüge. Sie muß schon ein wenig betrunken gewesen sein, denn man sagt, sie habe geantwortet: „Ich lüge immer, wenn ich lächle“. Am nächsten Tag soll sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein.

Die Blickende

Die Blickende sieht sich nach fremden Augen um. Sie tut das nicht beiläufig, sondern geht allein in Gesellschaft, um die anderen mit Blicken zu betasten. Ob bei der Arbeit, bei einem Fest oder auf der Straße, sobald jemand in die Reichweite ihres Blickes kommt, wird er beschaut.

Dabei duldet die Blickende unter keinen Umständen, daß man sie selbst betrachtet. Niemand hat das Recht, ihr auch nur einen Blick

zurückzugeben. Streng wacht sie deshalb über all die fremden Augen. Erdreistet sich jemand aus irgendeinem anmaßenden Interesse, nach ihr zu sehen, so führt sie noch im selben Augenblick den entscheidenden Schlag. Sie reißt dann die Lider auf und zieht die Augenbrauen hoch, als wolle sie sagen: „Warum schaust du mich an? Du hast kein Recht dazu! Schau weg! Schämst du dich nicht, deinen dreckigen Blick auf mir ruhen zu lassen?“ Der Angegriffene sieht darauf immer demütig zu Boden und stellt sich wehrlos zur Schau. Die Blickende aber fühlt sich siegreich und wendet sich dem nächsten Opfer zu.

Ihr eigener Blick verfällt nur dann in Starrheit, wenn die Blickende sich in menschenleerer Umgebung aufhält. Sie sieht nach den Dingen, nach einem Baum, einem Haus oder einem Schreibtisch und glaubt, ihr Blick verschwinde ins Unendliche. Dieses Gefühl empfindet die Blickende als sehr beängstigend, weshalb sie sich immer bei Menschen aufhält, wenn sie auch nur mit wenigen, alten Bekannten spricht. Keinesfalls ist es der Blickenden darum zu tun, viele Freunde um sich zu scharen. Sie bleibt gern unbekannt, das steigert die Wirkung ihres Blickes.

Manche führen seine Kraft auf die tiefschwarze Iris zurück. Es scheint, als habe die Blickende keine Pupillen und sehe einen aus großen, alles aufsaugenden Augen an. Da die Blickende schweigsam ist und man keine Möglichkeit hat, ihre Gedanken zu erfassen, vermutet man, sie seien sehr tief. Deshalb erinnert der Blick auch an die geheimniskündenden Augen eines Tieres. In Wahrheit aber hat die Blickende kein Geheimnis und denkt auch wenig. Immer wieder sagt sie sich: „Meinem Blick sind alle Blicke untertan“. Das ist ihr genug und würde sie nachdenken, so würde sie sich sagen, es sei ihr Lebenssinn. Aber dazu kommt es nie.

Nico Voigtländer

Topsegler trotz aufwendiger Antriebstechnik

Innovation im Segelflugzeugbau ermöglicht die sichere Heimkehr

Eines der größten Probleme beim Segelflug ist die Unsicherheit der Heimkehr am Ende des Fluges. Wenn dem Segelflieger der Aufwind abreißt und er gezwungen ist, auf dem nächstgelegenen Feld niederzugehen, so muß er anschließend unter großem Aufwand mitsamt seinem Flugzeug dort abgeholt werden. Zur Überbrückung von schlechter Thermik waren bis 1982 etwa 15 Jahre lang nur selbststartende Motorsegler mit Klapptriebwerk erhältlich. Diese fallen jedoch nicht mehr in die Kategorie der Segelflugzeuge und dürfen deshalb nicht mit der reinen Segelflug- Pilotenlizenz geflogen werden. Außerdem ist im dichtbesiedelten Mitteleuropa der Segelflug auf vielen Flugplätzen nur mit Start durch Windschlepp erlaubt, weshalb dort den eigenstartfähigen Motorseglern der Start verwehrt wird.

Von der Not der unabänderlichen Bedingungen an seinem Flugplatz gezwungen, entwickelte der Segelflieger Professor Dr. Claus Oehler von der Technischen Universität Berlin den einklappbaren Einfachantrieb . Es handelt sich dabei um einen kleinen, ausfahrbaren Hilfsmotor mit faltbarer Luftschraube. Zwischen der Idee Ende der 70er Jahre und der Serienreife 1982 lag freilich ein hindernisreicher Weg.

Dem Konstrukteur war klar, daß die technische Lösung auf einen einklappbaren Hilfsmotor zielen mußte, da eine außen angebrachte Antriebseinheit bei nicht laufendem Motor die Gleitzahl des Flugzeuges erheblich verschlechtert. So hat beispielsweise das gesamte Leitwerk eines Segelflugzeuges den Luftwiderstand eines ausgestreckten Zeigefingers, während allein die stillstehenden Propeller des Aggregates bereits den Luftwiderstand einer flachen Hand aufbringen. Die Schwierigkeit bestand nun darin, im Segelflugzeug einen geeigneten Platz zum Einklappen des Hilfsantriebes zu finden. Professor Oehler entschied sich hierbei für den Hohlraum im Rumpf direkt hinter der Pilotenkabine. Diese Stelle ist besonders geeignet, da der Flugzeugrumpf hier in seinem Verlauf einen relativ großen Durchmesser aufweist.

Das Ein- und Ausfahren der Hilfsmotoren erfolgt mechanisch. Kleinere Motoren kommen dabei mit Handantrieb aus, während große Motoren

schon fremde Hilfsenergie benötigen. Im Prinzip kann der Pilot nur zwischen zwei Einstellungen wählen: Ausgefahren und Laufen zum Kraftflug oder Stillstand und Eingefahren beim Segelflug. Die eingesetzten Motoren laufen hochtourig und haben keine Drehzahleinstellung. Die Turbos, wie die Herstellerfirma Schempp-Hirth die in Serie gefertigten Segelflugzeuge mit dem Oehler'schen Antrieb nennt, müssen zum Anlassen auf mindestens 90 Stundenkilometer angedrückt werden. Bei dieser Geschwindigkeit bringt die Luftschaube den Motor zum Laufen. Beim Abschalten des Turbos darf der Flieger nicht schneller als 80 Kilometer pro Stunde sein, da der Propeller bei höherem Tempo nicht angehalten werden kann. Zum Einfahren bildet der Propeller eine „Blüte“ und verschwindet platzsparend gefaltet zusammen mit dem Motor im Rumpf. Das so eingeklappte Antriebsaggregat produziert im Segelflug keinen Luftwiderstand und aus dem Motorsegler wird wieder ein wirkliches Hochleistungssegelflugzeug.

Bei einem Verbrauch von ca. sieben Liter Zweitaktgemisch pro Stunde ermöglicht der Hilfsantrieb einen Steigflug mit der Steiggeschwindigkeit von etwa einem Meter je Sekunde. Dadurch kann der Flieger die Technik des Sägezahnfluges anwenden, das heißt er steigt zehn Minuten mittels Motorkraft und gleitet anschließend 20-30 Minuten. Durch den Steigflug wird nicht nur die Dauer des Fluges verlängert, sondern dem Pilot wird außerdem die Möglichkeit gegeben, bislang für den Segelflug nicht erschließbare, da nicht landbare, Gegenden, zum Beispiel in den Alpen, zu überfliegen. Des Weiteren bietet der Hilfsantrieb auch ökologische und finanzielle Vorteile für den Anwender.

So liegt der Nettoverbrauch des Motors, bezieht man Steig- und Gleitzeiten mit ein, bei nur etwa 2,5 Litern auf 100 Kilometer. Dies ist um einiges niedriger als der Kraftstoffverbrauch eines Kleintransporters oder eines PKW mit Anhänger, mit denen das Flugzeug ohne Hilfsantrieb vom Ort der Außenlandung abgeholt werden muß.

Das Risiko der Beschädigung des Segelflugzeuges ist bei einer Außenlandung um ein Vielfaches größer als bei der Landung auf dem Flugplatz. Die Ursache dafür liegt in der Gefahr, daß der Pilot den Untergrund falsch einschätzt, Unebenheiten übersieht oder das Feld zu kurz oder abschüssig ist. Mit der Heimkehrhilfe ausgestattete Modelle sind nur sehr selten auf eine Außenlandung angewiesen. Aus diesem Grund liegen die Versicherungspolizen für Segelflieger mit Hilfsmotor deutlich unter denen für reine Segelflugzeuge.

Eine Verbesserung, die nach der Fertigstellung des Prototypen 1982 von Professor Oehler vorgenommen wurde, ist die Reduzierung des

Lärmpegels der Antriebseinheit. Bei den ersten Modellen fanden noch symmetrische Propeller gleicher Blattlänge Anwendung. Die neuesten Hilfsaggregate hingegen minimieren die Geräuschbelastung zum einen durch asymmetrische Propeller mit fünf Blättern unterschiedlicher Länge und zum anderen durch das Konzept einer aus glasfaserverstärktem Kunststoff gefertigten Luftschraube.

Aber nicht nur technische Probleme galt es in der Entwicklungsphase zu überwinden. Der Konstrukteur hatte nämlich bald erkannt, daß allein mit „Bordmitteln“ der Hürdenlauf bis zur Zulassung des nur 15 Kilogramm wiegenden Motors durch das strenge Luftfahrtbundesamt in Braunschweig nicht zu erreichen war. Unterstützung fand der Professor bei der Technologie- Vermittlungs- Agentur Berlin (TVA), die kleine und mittlere Unternehmen in Berlin bei der Entwicklung von neuen und verbesserten Produkten und Verfahren unterstützt. Der Erfinder sprach die TVA an, als es um die Patentanmeldung ging. Ferner suchte er einen geeigneten Motorenhersteller für das Hilfsantriebssystem. Aus den 1980 eingeleiteten Verhandlungen zwischen dem Entwickler, Flugzeugfirmen und Motorenproduzenten ergab sich schließlich die Kombination von Segelflugzeugen des Herstellers Schempp-Hirth mit Motoren der Firma Solo.

Da Segelflugzeuge mit Hilfsantrieb in keiner Richtlinie für den Flugverkehr berücksichtigt waren, wurde zwischen 1982 und 1984 zunächst länderweit die Regelung einer vorläufigen Verkehrszulassung (VVZ) getroffen. Im Jahre 1984 wurden die von Professor Oehler konstruierten Segler schließlich als nicht eigenstartfähige Motorsegler in die Internationalen Richtlinien für den Bau von Flugzeugen aufgenommen.

Professor Oehler selbst spricht heute, vom kommerziellen Standpunkt betrachtet, von einer „absoluten Fehlentwicklung“, die den Herstellerfirmen nur als Nebengeschäft dienen kann. Grund dafür sind vor allem die geringen Stückzahlen, in denen die Segelflugzeuge mit Hilfsantrieb nachgefragt werden. Dies liegt zum einen am hohen Preis dieser Ausstattung, zum anderen aber auch daran, daß sich viele Sportsegler in ihrer Ehre verletzt sehen, wenn sie die Rückkehr zum Startplatz nur mittels des Hilfsantriebes schaffen.

Technisch hat der Entwickler sein Ziel perfekt erreicht, was auch die Anwender seines Systems bestätigen, die sich bei Flaute nach Hause „oehlern“, wie es im Fliegerjargon inzwischen heißt.

Friederike Böllmann

Taubenaugen

Die Lilien, die ich gerade überreicht habe, helfen mir. Ich ordne sie in ihrer Vase und konzentriere mich auf sie. Ihre Farben brennen schon in meinem Kopf. Um mich herum fliegen Worte, Tanz und Gelächter, aber ich sehe nur die Blumen vor mir.

Gut, daß sie auch gekommen ist. An der Stimme erkenne ich sie.

„Ich wußte, daß du kommen wirst. Bis jetzt war es gut, ich fühle mich wohl unter den vielen Menschen hier.“

„Jetzt hast du wohl keine Lust mehr?“

„Doch, was soll die Frage, ich ruhe mich nur aus“ – da nehme ich gleich einen Schluck, lehne mich gelassen zurück und sehe sie an. Muß ich mich rechtfertigen?

Von ihr irrt mein Blick zurück auf die Blumen und weiter hinunter auf meine Füße. Graublau Augen fixieren mich.

Erst jetzt sehe ich sie, ein liebliches, aber zerbrechliches Geschöpf, und doch wirft sie mit Steinen. Unwillkürlich ducke ich mich vor ihren Worten, dabei klingt ihre Stimme sehr beruhigend.

Jetzt kommt mein Mut zurück. Ich stelle mich wieder zu den Lachenden und will mich treiben lassen.

„Bringst du mich nach Hause?“

„Ich habe morgen einen langen Tag und muß noch einiges vorbereiten. Sei nicht böse.“

„Ich will dir so viel erzählen, will dich fragen.“

Fast bin ich zuhause – nun werde ich nicht umkehren.

Wieso ich mich ertappt fühle, weiß ich nicht. Ich beneide sie nicht gerade, auf die du gezeigt hast. Ihren Mut könnte ich nie finden, sagst gerade du. Lächerlich.

Sie sitzt mir gegenüber und verfolgt die Töne, die ich von den Saiten zu ihr schicke. Ich bemühe mich, den Bogen gleichmäßig zu streichen, doch knallen manche Schwingungen an die Wand und meine falschen Töne schmerzen uns doppelt – im Echo. Sie zuckt zusammen – ihr entgeht nichts.

Jetzt will ich Kraft für die nächsten Takte sammeln. Meine linke Hand segnet mit nickendem Vibrato den Ton ab, und mein Bogen trägt ihn mit seinem Schwung weiter.

Der klare Blick. Ich muß ihm standhalten.

Schon hängen meine Gedanken hinterher. Die neuen Töne stürzen gleich zu Boden, ohne den Flug überhaupt gewagt zu haben.

Zeig dich! Nimm mich in deine Arme!

Das Vibrato wimmert, meine Geige wird zur singenden Säge.

Sie hört es natürlich und der kalte Strahl, der über meine Schulter fällt, läßt mich fürchten, wie es weitergeht.

Einen neuen Versuch wage ich nicht, der warme Klang rückt in unendliche Ferne. Meine Hände zittern und sind nicht mehr zu gebrauchen.

„Zögernd leg ich aus der Hand
Meine warmgespielte Geige,
Staune weit ins blaue Land,
Träume, sehne mich und schweige.“

Ich verbleibe in Traumstarre. Als bräuchte ich einen Vorwand, um so lange aus dem Fenster zu schauen, suche ich mit angestrengten Augen irgendetwas in der Ferne.

Nur für einen Moment gelingt es mir, ein leeres blaues Feld zu denken. Diese Vorstellung erleichtert und beruhigt mich.

Aber ich höre sie. Langsam atmet sie hinter mir.

„Du kannst so viel. Was du schon alles gelernt hast!“

„Nichts kann ich richtig.“

„Ich finde es schön.“

Sie schleicht wie der Sieger um seine Trophäe. Ich sage alles, was du willst, aber laß mich in Ruhe!

Zehn nach Acht. Sie gönnt mir den Frieden nicht, steht noch hinter mir und versucht, durch mich hindurch mit meinen eigenen Augen zu sehen.

Ich lese ihr vor. Sie ist nun an meinem alten Fensterplatz, als ob sie meinen Blick verlängern könnte.

Was suchst du? Ich will dich lesen, entziffern können!

Kurz nach Elf. Weiter und weiter lese ich.

Da steht sie im Wintermantel an der Tür.

„Was ist denn jetzt, hörst du mir nicht zu? War es nicht gut?“

„Die letzte Bahn. Ich muß los.“

„Ja, es ist besser, du gehst jetzt.“

Sie sieht mich wartend an, hat den Mantel noch offen.

„Gut, ich bringe dich noch zur Haltestelle, warte.“ Ich schlüpfte in die Schuhe, werfe mir die Jacke über, knöpfe den Mantel zu und schiebe ihn hinaus.

Die frische Luft belebt, und ich springe über orangene Matschpfützen. Ein bißchen lächelt sie, und auch ich bin froh, sie aus meinem Haus zu bringen. Laterne für Laterne laufen wir bald durch graue, schwarze, weiße oder orangene Räume.

Immerhin sagt sie noch etwas. „Du weißt ja so viel.“

„Nein, ich tue nur das oder das, eigentlich nur, was mir Spaß macht. Den Rest brauche ich nicht.“

„Aber DU, ich meine, was DU selber...“ Ihre Worte stehen in orange-weißen Wölkchen vor ihr. Kalt ist es.

Die Straßenbahn kommt; diese Bahn darf sie nicht verpassen. Eilig ergreife ich ihre kalte Hand und renne der Bahn entgegen.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Meine Liebe!

Wie lange ist es her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben! Du hast sicher schon erfahren, wie krank ich inzwischen gewesen bin. Daß auch Du damals leiden mußtest, war mir bewußt; ich konnte mir nur nicht vorstellen, was Dir Grund dazu gegeben hätte. Das war vor zwei Jahren.

Je mehr Zeit vergeht, seitdem Du Dich von mir zurückgezogen hast, desto stärker bin ich davon überzeugt, daß nur Du es sein kannst, deren Krankheit ich weitertragen muß. Damals ist mir das entgangen.

Nun stand ich mir selbst gegenüber, hoffte, Du würdest mich nicht alleine lassen und hab Dich doch nicht wiedergefunden.

Warum?

Warum hast Du mir als einzige, die meiner Zuversicht nicht traut, die meine Zerstreuung durchschaut, mir doch nicht widersprochen? Du hättest doch den Ausweg gekannt, den ich damals noch hätte gehen können.

Ausgelacht habe ich Dich. „Zeigen“ wollte ich es Dir! Dabei hoffe ich, seit ich Dich kenne, daß DU MICH an den Schultern packst, mich schüttelst und daß DU MICH widerlegst.

Wie sehne ich mich nach Deinen Grenzen...nicht alles kosten, alles können müssen! Nun will ich endlich „ich“ zu mir sagen, will nicht wissen, sondern staunen.

Nicht hinter und nicht vor Dir – NEBEN Dir will ich gehen.

(Die zitierte Strophe entstammt dem Gedicht „Frühlingsnacht“ von Hermann Hesse.)

Julia Deutsch

Ein halbes Jahr

Seit wann er sich und den anderen einredet, er sei über alles hinweg, weiß er nicht mehr genau. Zehn, fünfzehn Jahre bestimmt. Jahre des Verdrängens.

Die Rastlosigkeit, die schlaflosen Nächte erklärt er sich mit Streß im Beruf. Und Depressionen hat schließlich fast jeder über fünfundvierzig.

Wenn ihm naßgeschwitzt bei Nacht doch die alten Bilder erscheinen und die drängende Frage nach dem Woher ihn einholt, greift er wie automatisch zur Fernbedienung. Die Wiederholung der Vorabendserien rettet ihn über die Zeit, bis die Schlaftabletten endlich wirken.

Sein Schlaf ist tief und durchweg traumlos. Es ist kein erholsamer Schlaf, nach dem man morgens voll neuer Energien erwacht. Doch es sind die Stunden, in denen er sich wenigstens leer fühlt. Leer und vor allem frei von der Sehnsucht nach klärenden Worten und Fakten.

Im Schlaf ist er frei von all den Fragen, die er immer und immer wieder, mal vorsichtig, mal aggressiv gestellt hat. Frei vom wachsenden Haß auf die Mutter. Seit seiner Geburt versteckt sie sich erfolgreich hinter ihrem eigenen Leid, um ihm keine Antwort geben zu müssen. Mittlerweile kommt ihr auch noch das Alter zu Hilfe, welches stillschweigend Schonung erpreßt.

Tags verdrängt es sich schwieriger. Es genügt, wenn er in einer freien Minute versehentlich vor dem eigenen Spiegelbild verweilt. Unwillkürlich macht er sich auf die Suche nach der Herkunft seiner Gesichtszüge. Die engstehenden Augen sind von der Mutter, die markanten Wangenknochen auch. Aber die viel zu schmale Oberlippe? Das schütterere, frühzeitig ergrauende Haar?

Die Gestalt im Spiegel ist ihm zur Hälfte völlig fremd. Beinahe feindselig steht er dieser Hälfte gegenüber. Der Gedanke daran treibt ihm Schweißperlen auf die Stirn. Während er sich auf die unregelmäßigen Schläge seines Herzens konzentriert, überlegt er, wie lang er zu leben hat. Herzinfarkt sei vererbbar, stand neulich in der Zeitung.

Das Telefon klingelt. Eine nicht unsympathische Frauenstimme im mittleren Alter meldet sich. Anfangs redet sie Belangloses. Als sie ihr Anliegen vorbringt, wird er still.

Sie sei Hannah.

Und seine Halbschwester.

Seit Jahren habe sie ihn gesucht.

„Und der Vater?“ fragt er stimmlos. Stille herrscht in der Leitung.

„Ich weiß, ich komme zu spät...“, antwortet sie, „der Vater ist vor einem halben Jahr gestorben.“

Marcus Foth

Mia

Die Trauerhalle ist schummrig beleuchtet. Mia sitzt neben mir, neben ihr sitzen ihre Großeltern. Außer dem älteren Herrn am Rednerpult zeugt nichts mehr von Leben. Die in den Reihen hinter uns sitzenden Leute sind unsichtbar, lautlos, nicht vorhanden. Die Stimme des Redners scheint von überall zu kommen, er hebt und senkt seine Laute, seine Worte, seine Sätze, dieser Wellengang macht mich krank, ich verstehe nicht, was er sagt, höre ihn wie aus einem benachbarten Raum.

Mia hält eine Rose in der Hand. Rot. Nervös zupft sie an den Blättern, dreht und wendet die Blüte, als ob sie sich die Finger verbrennen würde, aber trotzdem hält sie die Rose fest zwischen ihren Fingern wie etwas von unschätzbarem Wert, das in Flammen aufgegangen ist und mit keinem Wasser dieser Welt gelöscht werden kann.

Die Rose hat Mia von ihrer Großmutter bekommen. Sie selbst hat auch eine Rose, in der rechten Hand hält sie ein kleines Stofftaschentuch fest umklammert. Sie weint, leise, fast unmerklich; nur wenn sie sich über die Wange wischt, werden ihre Tränen verraten.

Der Großvater sitzt außen, dicht neben seiner Frau, versucht, sich ihrer Leere zu nähern und sie ihr zu nehmen, aber der Schmerz verhindert es, diese dunkle Aura umgibt uns wie ein schwerer Wintermantel und verhüllt die Scham.

Das Telefon klingelt. Es ist Mia. Ich habe ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen, habe ich doch erst vor ein paar Tagen die Beziehung zu ihr beendet. Beziehung. Nach vier Wochen von Beziehung zu sprechen, ist übertrieben. Es ist... es war der Anfang einer Beziehung. Ich wollte sie nicht noch mehr verletzen. Ich Idiot! War ich es doch, der ich ihr gleich am ersten Tag gesagt hatte, zu glauben, daß ich mich verliebt hätte. Dem war dann doch nicht so, aber es war zu spät. Mia schrieb mir Liebesbriefe, machte mir Komplimente, wie nur Verliebten sie einfallen, ihre Leidenschaft und ihre Zärtlichkeiten sprudelten jeden Tag auf. Neue aus ihr heraus, eine unversiegbare Quelle, von endlich wachgeküsstem Glück gespeist, unbändig. Ihre erste große Liebe, das war ich – und eine weitere große Enttäuschung.

Mias Eltern liebten sich nur vor ihrer Hochzeit. Danach entwickelte sich langsam Rivalität; das Band der Liebe wurde von außen strapaziert, gedehnt und belastet. Mias Großeltern konnten nicht akzeptieren, daß ihr einziger Sohn diese Frau geheiratet hatte, eine Arbeiterin aus armen Verhältnissen, von ihrem ersten Mann mißhandelt und nach der Trennung von ihm ohne Zukunft. Sie hatte zwei Söhne aus der ersten Ehe mitgebracht, Mias Stiefbrüder. In den Augen der Schwiegermutter waren sie nur verzogene Bengel, Untermieter. Mia war der ganze Stolz, ist sie immer noch, jetzt besonders.

Die Eltern kaschierten ihre Probleme: Geldsorgen, Streit, Krankheit. Mia lernte schnell und entwöhnte sich der Liebe, Nähe und Geborgenheit. Sie wuchs hinter einer trügerischen Fassade auf, im Inneren aber war das Familienleben mürbe. Vor drei Jahren ist das Band der Ehe dann gerissen. Mias Mutter zog als erste aus, der Vater wohnte dort noch bis zum Verkauf des Hauses, für das sie beide über zwanzig Jahre gearbeitet hatten, zog dann mit seiner neuen Lebensgefährtin in eine neue Wohnung. Er wolle ein neues Leben anfangen, alles anders machen.

Mia begann ihr Studium und besuchte Vater und Mutter nur noch selten. Die Entfernung schuf nicht nur eine räumliche Distanz. Das tat ihr gut.

Der älteste Bruder erkrankte an Krebs. Das Alkoholproblem ihrer Mutter gipfelte in der Einweisung in die geschlossene Anstalt. Mia hatte bisher erfolgreich Selbstzweifel, Einsamkeit und Sehnsucht mit ihrer Arbeit kompensiert. Der Erfolg war wie eine Droge, immer besser werden, immer mehr schaffen, schneller und schneller, höher und höher. Aber es kam der Punkt, an dem die betäubende Wirkung nachließ.

Mia verrannte sich dann in flüchtige Bekanntschaften, ihre Liebhaber benutzten sie, und sie benutzte ihre Liebhaber. Es war nie mehr als eine kurze Zweckgemeinschaft. Die Suche, das Irren lähmten sie, nur eine nicht totzukriegende Hoffnung ließ sie weitermachen.

Als Mia und ich uns kennenlernten, wandelte sich ihre Zerfahrenheit, ihre Verzweiflung in Euphorie. Sie sah in mir die Oase in der Wüste, wollte ihren Durst stillen, sich niederlassen, ausruhen und die restliche Welt vergessen. Ihr zu sagen, daß ich eine Fata Morgana bin, fiel mir unendlich schwer, sah ich doch in ihren Augen die Freude und das Glück funkeln, die sie immer gesucht hatte.

Mias Blick ist starr, nach unten gerichtet, sie mag nicht aufsehen. Vor ihr steht der Eichensarg, von Kränzen und Gestecken umrundet, im Kerzenlicht. Mia versucht noch einmal, sich von mir illusionieren, die Fata Morgana entstehen zu lassen, um den Schmerz zu lindern. Ich helfe ihr dabei, so gut ich kann, doch wir wissen beide, daß es vorbei ist.

Die letzten Tage ziehen an uns vorüber wie im Rausch, die Nachricht, Reporter, Kondolenzbekundungen, Behörden, Mordkommission, das Einschußloch in der Decke, die roten Flecke an der Wand.

Auf die Frage nach dem Sinn des Lebens hat ihr ein Freund geantwortet: „Es gibt keinen Grund weiterzuleben, es gibt nur Menschen, die Dich lieben und brauchen, so wie ich.“

Nadja Gitzen

Die Mondtäuschung

Sommernacht. Nach einem langen Arbeitstag haben sich die Bewohner der Stadt zur Ruhe begeben. In der Fußgängerzone versperren Gitter den Blick auf die Auslagen. Aus einzelnen Häusern fallen Lichtflecke auf den Asphalt, Reste von Lebendigkeit, versteckt hinter Fenstern und Türen. Eine Tür öffnet sich. Das Gemisch aus Gelächter und abgestandener Luft entweicht auf die Straße, aber nur für einen Augenblick, dann ist die Ordnung wiederhergestellt.

Im Eingang des Lokals steht ein Paar. Ihre Wangen sind gerötet, und ein warmer Wind streicht eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht. Sie tritt aus dem Eingang heraus. Das letzte Lied klingt noch in ihrem Kopf und begleitet den Tanz unter den Laternen. Ihre Bewegungen im Lichtkreis lassen ein Ensemble entstehen, das sich langsam über die Fronten der Häuser bewegt und auch ihn für Augenblicke verdeckt. Mit wenigen Schritten erreicht sie ihn, schmiegt sich an ihn, atmet seinen Geruch. Ihre Finger finden den Weg zu seinem Nacken, suchen Halt in seinem Haar. Versprechen stehen in ihren Augen, als sie den Kopf hebt, um ihn anzuschauen. Er schiebt sie von sich, zurück in die Reichweite der Laternen. „Machen wir doch noch einen Spaziergang.“ Für einen Moment sieht er die Enttäuschung in ihrem Blick, dann lächelt sie wieder. Beide verschwinden zwischen den Fassaden.

Am See sind von den Besuchern des Tages keine mehr zu entdecken. Der klare Himmel verbindet sich mit der Wasseroberfläche, das Wasser wirft nicht einmal Kreise. Die beiden gehen auf dem Kiesweg, der den See umfängt. Sie wärmt ihre Hand in seiner Jackentasche, während ihre Fingerspitzen über seine Haut fahren. Von außen könnte niemand die Muster erkennen, die sie zeichnet. Keines gleicht dem anderen. Obwohl ihr dieser Vorgang längst zur Gewohnheit geworden ist, entdeckt sie jedes mal wieder Stellen, die ihr bisher entgangen sind. Ein einzelner Nachtvogel fliegt über den See. Durch ihren Körper läuft ein Zittern, sie drückt ihre Wange an den Stoff seiner Jacke. Die Hand wandert von der Tasche über seinen Rücken, auf und ab. Ihre Augen, bisher träumerisch ins Nichts gerichtet, entdecken etwas am Horizont. Der Mond, der schon sein Licht auf das Paar geworfen hat, steht größer als sonst über den Bäumen. Seine Farbe erinnert an frische Glut.

„Schau, heute nacht ist uns der Mond besonders nahe.“ Wieder ihr Lächeln. Er bleibt stehen, wendet sein Gesicht dem Lichtschein zu.

„Es gibt ein Phänomen, das man die Mondtäuschung nennt. In Momenten, in denen der Mond uns sehr nahe zu sein scheint, ist er in Wirklichkeit am weitesten von uns entfernt.“

Julia Haungs

Routine-Untersuchung

Die Diagnose klang ganz nüchtern: Krebs. Wie Angina. Nein, nicht wie Angina – harmloser, auf Deutsch. Wie Grippe.

Oder Krebs, wie Zwilling oder Jungfrau. Gute Anmache. „Welches Sternzeichen bist Du?“ „Ich bin, was ich hab‘.“ Krebs. Riesenbrüller. Eher ein Rausschmeisser. Ausserdem was für alte Leute. Wie Rheuma. Oder Alzheimer. Junge Leute kriegen höchstens AIDS. Obwohl, im Endeffekt egal. Aber AIDS hat wenigstens sowas Mondänes, Verruchtes. Es sei denn, man kriegt es durch Bluttransfusion. Dumm gelaufen.

Aber welcher normale junge Mensch hat Krebs? Raucher!? ‘Ich rauche gern. Rauchen gehört für mich zum Lebensgefühl. Genüsslich. Vielleicht werde ich morgen vom Auto überfahren oder ein Stein fällt mir auf den Kopf. So what!?’ Sie sah sich noch vor sich, die Zigarette gelassen zwischen Zeige- und Mittelfinger.

Den Kugelschreiber gelassen zwischen Zeige- und Mittelfinger stellte er die Diagnose: Krebs.

Ein Strom von Worten floss an ihr vorbei. „Spezialklinik bei Freiburg..... Chemo..... heute ganz sanft..... keine Sorgen..... wir schon wieder hin... rufe Sie an... Wiederseh’n und Kopf hoch.“ Bitte?

Sie stand im weiss gestrichenen Treppenhaus, es roch nach Desinfektionsmittel. Sie setzte sich in Bewegung und stieg die frisch geputzten Stufen hinunter. Sie wusste nicht genau wohin, eigentlich müsste sie jetzt zur Arbeit, sie hatte sich extra einen frühen Termin geben lassen. Was tat ein Mensch in ihrer Situation? Erwartete man von ihr, dass sie auf der Straße in Tränen ausbrach? Sie horchte in sich hinein, aber da war nichts, kein Gefühl zu fühlen.

Sie folgte den anderen Leuten über die Ampel zur Bushaltestelle. Tief durchatmen. Ein, Aus, Ein. Sie zündete sich eine Zigarette an. Als es ihr bewusst wurde, entfuhr ihr ein bitterer Auflacher. Es war nicht einmal Lungenkrebs.

Im Bus setzte sie sich auf den einzigen freien Doppelsitz. Die anderen Leute – auf dem Weg ins Büro, zum Einkaufen, zum Kaffeekränzchen. Die Themen – die unschöne Scheidung der Webers, der missratene

Sohn der Frau Otto, die selber immer so etepetete tut. Vor ihr quetschten sich zwei dicke Frauen in die Reihe, beladen mit Gießkanne, Rechen und Schäufelchen.

Sie stürzte aus dem Bus, die Kehle zugeschnürt, die Augen aufgerissen, der ganze Körper rang nach Luft. Husten machte alles nur schlimmer. Eine schwächliche, alte Frau näherte sich, die Taschentücher zum Trostangriff parat. "Alles in Ordnung, junges Fräulein? Na, so schlimm wird's schon nicht sein. Davon geht geht die Welt nicht unter." Sie hastete weiter, bloß nicht angefasst werden.

Sie stoppte vor dem Schaufenster der Tierhandlung, in der sie immer das Spielzeug für ihre Katze kaufte. Sie trat einen Schritt in die Passage und war auf drei Seiten von einem Aquarium umgeben. Ein exotischer Fisch, dessen Schuppen in warmen Rottönen schillerten, zog gleichmütig seine Kreise. Sie hätte ihn gerne berührt, doch seine Welt war durch dickes Glas isoliert. Ob er sich beschützt fühlte? Keiner konnte ihm nahe kommen, aber alle starrten ihn an. Sie versuchte, durch das Wasser die Strasse zu erkennen, das Wasser tauchte alles in ein kühles Blau. Die Leute, durch die leichte Wellenbewegung merkwürdig verzogen, schienen sich im Zeitraffer zu bewegen. Im Aquarium war jede Bewegung verlangsamt, man hörte nichts, verstand nichts, Bewegung ohne Ziel, schwereloses Dahingleiten. "Ich will aber ein Meerschweinchen!" Sie wurde hart zur Seite gestoßen, eine tütenbewaffnete Mutter boxte sich den Weg frei, im Schlepptau das quengelnde Kind. "Und wer kümmert sich dann drum!? Keiner. Komm jetzt, Bettina." Mutter und Kind entschwanden.

Sie machte sich wieder auf den Weg, durch die Fussgängerzone, den Blick gesenkt, wand sie sich an den Menschen vorbei.

Ohrenbetäubender Lärm riss sie aus ihren Gedanken. Sie hatte die Südallee erreicht. Auf der anderen Straßenseite war eine riesige Baustelle, Arbeiter sperrten das Gelände ab. Sie blieb stehen und schaute. Ein Hochhaus wurde zur Sprengung vorbereitet.

Der Zusammenbruch verlief vollkommen lautlos. Die uneinnehmbare Betonfestung knickte wie ein angeschossenes Tier erst in der Hüfte ein, um dann in sich zusammenzufallen und zu Staub zu werden. Niemand nahm davon Notiz. Erst das krachende Geräusch des Aufpralls erreichte die Leute. Doch es gab nichts mehr zu sehen bis auf eine Staubwolke und einen Haufen grauen Schutt.

Sie schloss die Tür zu ihrem Apartment auf, der vertraute Geruch, ein Gemisch aus Haarspray, Rauch und Katzenklo umfing sie. Die Katze

war nirgends zu sehen. Sie schnappte sich eine Frauenzeitschrift und überflog das Inhaltsverzeichnis: Mode, Liebe, Lifestyle: ‚Arbeitslosigkeit- ein junger Mensch verliert seine Perspektive‘. Zornig schmiss sie das Heft auf den Beistelltisch, der kleine Kaktus fiel zu Boden, der Topf zerbrach.

Sterben, schlafen, träumen vielleicht, nur nicht denken. Sie schob eine Kassette in den Videorecorder: “Sissi III – Schicksalsjahre einer Kaiserin“.

Der Film hatte sie immer zum Weinen gebracht.

Jan Henning Höffler

Begegnungen

Meine Wohnungssuche in Berlin war gar nicht so einfach. Zwar findet man in den Zeitungen seitenweise WG-Zimmerangebote, doch den meisten sieht man schon auf den ersten Blick an, dass sie nicht in Frage kommen: ~~Nichtzweck-WG, politisch-ideologisch engagiert, sucht ebenso Gesinnten, gern multikulturell / Androgyn ... / 8er-WG in exbesetztem Haus / Kreuzberg, 25m², 390 w., WaMa, III von 2 F, 36 u. 42, 420 w., Nachmieterin gesucht, gern mit Kind / 2 Studentinnen, 22 u. 24, suchen für Mitte, 24 m², 420 w., GH, ruhige Lage, sonnig, schwulen Mitbewohner~~

Manches, was interessant erscheint, erweist sich nach einem kurzen Telefonat als indiskutabel: „Wie viele Mitbewohner hast Du denn in Deiner WG?“ – „Das ist hier keine WG.“ – „Ach so, aber, da wohnen doch mehrere, oder?“ – „Ja, aber es ist keine WG.“ – „Und wie unterscheidet es sich von einer WG?“ – „Also, wir wohnen ja hier nicht zusammen.“ – „Hat dann jeder Küche und Bad für sich?“ – „Nein, das teilen wir uns, aber es ist keine WG.“

Mit der U-Bahn fahre ich zu meinem ersten Termin. Ein junger Mann mit einer Plastiktüte steigt zu. „Na Manni, wolln wer mal sehn, ob Du das jetzt schaffst. Sind sieben Stationen.“ Die stark geschminkte ältere Dame neben mir schaut ihn bestürzt an. Bei jeder Station sagt er seinen Spruch: „Noch sechs Stationen bis Mehringdamm. Das kannst Du jetzt schon alleine, Manni.“ Er wippt auf seinem Stuhl vor und zurück. Die ältere Dame rückt ein Stück von ihm weg. „Das hat ja geklappt, Manfred, da kannst Du mal sehn, wie Du es jetzt schon alleine kannst.“ sagt er am Mehringdamm und schleift seine Plastiktüte über den Bahnsteig.

Ich treffe Karin. Mein von ihrer angenehmen Stimme am Telefon gewecktes Interesse erlischt angesichts ihrer kurzgeschorenen Haare und des burschikosen Auftretens. „Es lohnt sich nicht, viel über mich zu fragen, ich ziehe eh aus.“ Das Zimmer ist rosa angestrichen, ein gesticktes Blumenbild hängt über dem Himmelbett. Ein dreißigjähriger EDV-Spezialist ist in das Nebenzimmer eingezogen. Als ich die dritte Tür öffne, störe ich einen Jurastudenten bei der Examensvorbereitung. „Haben sich schon viele das Zimmer angesehen?“ – „Ja, aber weißt Du,

da kommen Leute, mit denen würde ich nicht mal ein Bier trinken.“ In der Küche erhebt sich ein Berg schmutzigen Geschirrs, und ich erinnere mich an Jonathans Rat „Und zieh’ nicht mit Arschlöchern zusammen, die nicht abspülen.“ Schade, der üppig begrünte Innenhof hätte mir gefallen. „Also Du meldest Dich dann.“ bestimmt Karin. „Wenn Du durch den Hof gehen möchtest, nimm’ hier die Tür.“ Sie wendet sich von mir ab und ihrem Freund zu, der sich desinteressiert in das Sofa fläzt.

Ich esse in einem Irish Pub zu Abend. Die Bedienung versteht kaum Englisch und gar kein Deutsch, aber wir einigen uns auf Essen Nr. 7 und einen Tee. Eine Gruppe Männer kommt, rückt mehrere Tische zusammen und ruft gebieterisch die Bedienung zu sich. „Bringen Sie mal ne Flasche Whiskey.“ sagt einer. „One Whiskey“ notiert sie. „Nein, nein, für uns alle.“ ruft einer. „A bottle“ erinnert sich ein anderer an sein Schulenglisch. Die Bedienung schaut hilflos. „Do you have Tullamore Dew?“ tönt es von links. Ein fragender Blick der Bedienung. „Du musst das wahrscheinlich Amerikanisch aussprechen, die ist nicht aus Irland. Do you have Tullamore Dew?“ „Die rafft’s nicht, bring’ uns mal Deinen Chef, Mädchen.“ grölt es. „Beer?“ fragt die Bedienung. „Jaja, bring’ mal, is schon recht.“ Als ich aufstehe, ruft mir einer zu: „Wir wollten Dich nicht vertreiben, kannst ruhig dableiben.“

Meine letzte Verabredung für diesen Abend führt mich in den tiefen Osten. Im Dunkeln wirkt die Straße wenig anheimelnd, die Hausfassade fällt durch bröckelnden Putz auf, und das Treppenhaus ist mit Graffiti beschmiert. Ein Kunststudent führt mich durch die Wohnung. Er beschwichtigt, dass er nur Klavier spiele, wenn es niemanden störe, weist darauf hin, dass das Zimmer recht groß sei für den Preis, dass man über den Putz „ja mal drübergehn“ könne und stellt mir die Mitbewohner vor. Es sind drei Männer, aber ich zähle nur zwei Zimmer. Das zweite ist durch eine Stellwand aufgeteilt, aber während ich noch unbedarft frage, ob es nicht schwierig sei, zu zweit in einem Zimmer zu wohnen, so wenn einer mal nach Hause kommt, wenn der andere schon schläft, da sehe ich schon, dass hinter der Stellwand ein Computer steht und kein Bett. Vixente kommt auf mich zu, krault den Kater auf seinem Arm, und wir finden heraus, dass meine mallorquinischen Verwandten im Nachbardorf seiner Eltern wohnen. „Na, ist das unser neuer Mitbewohner? Sieht der nett aus? Schon, ne?“ fragt er den Kater. Mir kommt entgegen, dass ich mir aufgrund meiner Katzenallergie keine Gedanken machen muss, ob es mir etwas ausmachen würde, mit einem Paar zusammen zu wohnen.

Der nächste Tag beginnt vielversprechend. Eine WG in der Fehrbelliner Straße steht zur Ansicht an, zehn Minuten Fußweg von meiner zukünftigen Fakultät entfernt. In der U-Bahn setze ich mich neben drei freundlich aussehende Jugendliche. Sie reden über Autos, nicht ungewöhnlich für ihr Alter, auf sechzehn würde ich sie schätzen. Ich wundere mich, als sie ungeniert davon zu erzählen beginnen, wie man welches Modell am geschicktesten aufbricht. Einer erzählt, wie er mit dem BMW seines Bruders vor dem „Knast“ hin- und hergefahren sei, immer wieder laut gasgebend, damit Aysun es hört. „Was, die ist im Knast?“ fragt ein anderer. „Ja, weißt Du nicht, die hat Celda erstochen, weil die was mit ihrem Freund hatte. Ey, aber die wollte der nicht wehtun, nur drohen, weißte, ich hab’s gesehen, aber dann is’ es doch reingegangen“ – er zeigt sich auf den Bauch – „ey das hat voll gesprudelt, das Blut.“ Ich steige aus.

Das Zimmer gefällt mir auf Anhieb. Es ist zwar recht dunkel, aber das liegt auch daran, dass es zugestellt ist mit den Sachen einer alten Frau, die hier vorher gewohnt hat und die gestorben ist und „deswegen dauert es noch, bis sie ausgezogen ist, weißt Du.“ Arend studiert Jura, wirkt sportlich und sehr engagiert beim Renovieren. Collin trägt eine Baseballkappe, so wie die, die in der Uni immer in der letzten Reihe sitzen und stören, aber nach einem kurzen Gespräch kommen wir überein, dass wir zusammen wohnen könnten. „Also eigentlich hatten wir an eine Frau für das Zimmer gedacht, aber ich sag’ mal, wenn jetzt keine 21jährige Millionärin kommt, dann bist Du der erste auf der Liste.“ Mir schießt durch den Kopf, ob wohl Sylvia gerade eine Wohnung in Berlin sucht, und ich überlege, die beiden auf die Unannehmlichkeiten hinzuweisen, die es mit sich bringt, mit einem verwöhnten Etwas zusammen zu wohnen, das sein Selbstbewusstsein im Wesentlichen auf einen pinken Porsche stützt. Aber mir fällt ein, dass Sylvias Vater ihr natürlich eine Eigentumswohnung kaufen würde.

Ich fahre zur Uni, um mir die Anschläge anzusehen. Eine Vegetarier-WG sucht noch Gründungsmitglieder. Als ich anrufe, meldet sich eine teilnahmevolle Stimme. „Und, was bedeutet es für Dich, dass Du Vegetarier bist?“ – „Ähm, ich esse kein Fleisch ...“ – „Ja, da haben schon viele angerufen. Das hätten wir vielleicht deutlicher formulieren sollen, denn Vegetarier zu sein bedeutet viel mehr als nur kein Fleisch zu essen.“ Ich bin gespannt. „Es heißt auch, dass man keinen Fisch isst. Das verstehen viele nicht. – Ja, und was machen wir da jetzt, sollen wir uns trotzdem treffen?“

Ich fahre lieber zu meinem nächsten Termin, im Osten von Friedrichshain. Als ich den Platz endlich finde, freue ich mich über den kleinen Park in der Mitte und die frisch gestrichenen Fassaden. Erst als ich nach der Hausnummer suche, bemerke ich das verfallene Haus, in dessen Eingang ich auf einen langmähnigen Mann im Muskelshirt treffe, der sich am Sicherungskasten zu schaffen macht. Im ersten Stock steht schon die Tür für mich offen, ich trete ein, und hinter mir sagt der Mann: „Dann bist Du Jan.“ und streckt mir seine Pranke entgegen. Ich nehme leichten Schweißgeruch wahr, während er mir das Zimmer zeigt, in dem er sich aus Schallplatten, Büchern und einer Matratze sein Bett gebaut hat. Das ist dann jetzt Dein Zimmer.“ versucht er mir meine Zukunft vorherzubestimmen, während er mit einem Löffel ein Kupferkabel aus der Tapete pult. „Das hab’ ich selbst verlegt. Mit den DDR-Aluminiumleitungen bekommt man einfach keinen guten Sound in die Boxen.“ erklärt er und zeigt auf den VW-Bus, der vor dem Fenster steht. „Da zieh’ ich jetzt rein, ich hab’s satt, immer diesen Scheiß mit der Miete. Hab’ schon einen Prozess am Hals, wegen der Nebenkosten.“ Ich entdecke ein Loch im Fußboden des Bades. „Aber die Mitbewohner hier sind okay.“ Er zeigt mir ein Foto, und ich bereue, den Weg nach jenseits meines Stadtplanes auf mich genommen zu haben.

Ich gönne mir einen langen Spaziergang durch den Botanischen Garten und komme erst abends zu dem 12 m²-Zimmer, das ich trotz seiner Größe nur besichtige, weil mir die Stimme der potentiellen Mitbewohnerin am Telefon gefiel. Sie lässt ihre langen dunklen Locken über meinen Arm streichen, als ich mir das Zimmer ansehe, das durch Dachschrägen noch kleiner wirkt, als es ohnehin ist und in das durch ein kleines Fenster kaum Licht fällt. Der Boden ist abgenutzt, eine unvollendete Wandmalerei wirkt kitschig, ich vermute, dass ich hier weder einen Schrank noch ein Regal aufstellen könnte. Ihr unbeschreibliches Sommersprossenlächeln hält mich davon ab zu sagen, dass das Zimmer für mich nicht in Frage kommt. „Kommst Du heute Abend mit ins Kino?“ fragt sie und erzwingt mein Ja mit dunkelleuchtenden Augen. Ich kann mich an den Film nicht erinnern, denn schon während der Werbung stiehlt sich ihre Hand zu mir herüber. Ich wache auf, mein Kopf lehnt an ihrer Brust und sie streichelt mein Gesicht. Zum Frühstück trinken wir bittersüßen Matetee. Sie küsst mich zum Abschied und fragt: „Hast Du wirklich geglaubt, in dem Loch sollte jemand wohnen?“ Ich muss lachen, als ich die Treppe herabsteige. So etwas, habe ich noch nicht erlebt.

Dorothea Kleine

Ich und mein Zwilling

12.9.99 Sonntagnachmittag. Das hier ist also mein allererster Tagebucheintrag. Bisher fand ich Tagebuchschreiben ziemlich doof. Letztes Jahr in der 8ten liefen die Mädchen plötzlich alle mit so kleinen Tagebuchschlüsseln am Halskettchen rum. Es war wohl in, aber irgendwie sah es angekettet aus. Was haben die denn schon für tolle Geheimnisse zum Reinschreiben? Ich jedenfalls brauche überhaupt keine zu haben, weil ich ja eine Zwillingsschwester habe. Saskia und ich finden das ganz klasse, daß wir uns gegenseitig alles erzählen. Ginge eh nicht anders, mit unseren telepathischen Fähigkeiten (das heißt, daß wir immer gleich wissen, was die andere denkt). Mama sagt, Telepathie können alle Zwillinge, aber bei uns klappt's besonders gut, weil wir uns halt so gut verstehen. Wenn Saskia die Nase über etwas rümpft, weiß ich genau warum. Geheimnisse habe ich also keine zum Aufschreiben. Aber letzte Woche waren wir auf Chorfahrt nach Burghausen. Als ich da für Saskia den Musikraumschlüssel zu Frau Clevelen zurückgebracht habe, hab ich mich endlich getraut: Ich habe ihr das mit meiner Panik vor dem Vorspielen und so erklärt. Sie war supernett und hat mir über eine Stunde lang zugehört. Zum Schluß meinte sie, es wäre vielleicht doch eine ganz gute Idee für mich, Tagebuch zu schreiben. Ich war verdutzt, ich habe gar nicht gefragt, wie man das macht oder ob man das lernen kann. Also z. B. mit meiner Vorspielpanik. Damit brauche ich Saskia erst gar nicht kommen. Die spielt so gut Geige und singt so schön Sopran, daß irgendwie nie etwas schief gehen kann, wenn sie vorspielt oder singt. Wenn wir zusammenspielen, versage wenn, dann ich. Das ist, weil ich mit der Klavierbegleitung und der zweiten Stimme immer länger brauche, bis ich das hinkriege. Vielleicht übe ich einfach nicht genug. Mama sagt, es ist gut fürs Gehör, wenn man nicht die Melodiestimme singt und zum Beispiel mal durch so Sopranträller nur den Ton halten läßt. Von uns verlangt sie natürlich ein bißchen mehr als von ihren VHS-Kursteilnehmerinnen. Denen erzählt sie immer ganz stolz von uns. Im Juli mußten wir beim Abschlußgrillen auf unserer Terrasse den Kurslerinnen vorspielen. Frau Zanger, also Gisela, fragte danach Mama, wie sie denn damals als junge Mutter mit zwei Kleinkindern gleichzeitig fertig geworden ist. Mama meinte „Wunderbar“, aber mußte gleich die alte Spinatgeschichte dranhängen. Die, wo Saskia und ich immer abwechselnd einen Löffel von Oma kriegten,

und ich, als Saskia gerade gefüttert wurde, mit dem Gesicht in die Spinatschüssel gekippt bin. Das war natürlich ein Partybrüller, und ich habe mir einfach nichts anmerken lassen. Dann hat Mama noch erzählt, daß ich anfangs eh immer grüne Sachen anhatte, daß es also farblich nichts gemacht hat. Saskia hatte die blauen und die Verwandten konnten uns damit auseinanderhalten. In der Grundschule hatten wir dann auch fast die gleichen Sachen an. Ich habe mir immer so eine Schuluniform für alle gewünscht (darüber hab ich mal einen Aufsatz geschrieben und glatt eine Eins gekriegt). Im Gymnasium sind Saskia und ich dann allein in die Stadt gefahren und haben uns selbst Klamotten gekauft. Wir haben genau denselben Geschmack, und deshalb geht es viel schneller. Außerdem können wir die Sachen immer tauschen. Auch jetzt, wo ich in mein eigenes Zimmer im Dachboden gezogen bin (bloß, damit ich Saskia nicht mit meinem Klavierspielen störe), teilen wir noch den Kleiderschrank im alten Zimmer. Jeden Morgen treffen wir uns da davor und beraten uns gegenseitig. Nur donnerstags beim Schulsport zieht Saskia manchmal genau dasselbe an wie ich. Ich kann nämlich nicht laufen. Und wenn die Junker-Gross uns um die Felder joggen läßt und uns vom Sportplatz aus mit dem Fernglas beobachtet, dann tricksen wir. Ich schaffe es nämlich nicht fünfmal ums Feld, einmal mußte die Junker-Gross mich richtig aus dem Weizen aufklauben, weil ich umgekippt bin. Seitdem läuft immer nur eine von uns und wir wechseln uns hinter dem Busch beim Strommasten ab. In der Umkleide macht Saskia dann oft noch einen Witz über meinen Namen. Claudia heißt ja: die Lahme. Damit kriegt sie die anderen mindestens zum Grinsen. Und solange sie lachen, petzen sie nicht. Die sind ohnehin alle ganz neidisch, weil sie meinen, daß wir spicken täten. Wir sitzen ja immer nebeneinander. Daheim machen wir die Hausaufgaben gleichzeitig, aber abschreiben tun wir nicht. Da würde man ja nichts bei lernen. Wenn eine fertig ist, ist die andere gleich auch soweit und wir tauschen schnell Hefte und korrigieren es gegenseitig. Wer mehr Fehler findet, kriegt ein Maoam. Mit Konkurrenz oder so hat das gar nichts zu tun, wir sind ja eh genau gleich gut. Jedes Halbjahr rechnen wir mit Mama zusammen den Schnitt aus den Zeugnisnoten aus, und es ist bei uns fast immer derselbe. In der 5ten war ich 0,3 besser, in der 6ten war Saskia 0,2 besser, in der 7ten genauso und in der 8ten waren wir genau gleich gut. Als Opa und Oma die Zeugnisse verglichen haben, konnten sie das kaum glauben. Saskia und ich hatten noch nie Probleme in der Schule. Überhaupt haben wir ganz ganz selten Probleme oder Streit. Bis auf das eine Mal natürlich, wo wir beide etwas von Joachim wollten. Eigentlich hatten wir mit zwölf eine Herzdame-Karte nachts zerschnitten und uns feierlich geschworen, daß

uns nie ein Junge trennen soll. Praktisch war halt damals, daß ich Rothaarige toll fand und Saskia sich nicht entscheiden konnte. Wir haben also ausgemacht, daß sie sich nie in einen Rothaarigen und ich mich nie in einen Nicht-Rothaarigen verlieben darf. Das klappte ganz gut, bis zur Tanzschule. Wir hielten uns daran und verliebten uns nie in denselben. Ich wollte ja auch ewig was von Thomas aus der 11ten (rothaarig). Bis er dann auf der Schulparty gleich 3 Schieber mit dieser Tina getanzt hat. Saskia hatte mich schon gewarnt, daß ich eh keine Chance hätte. Sie hatte mal wieder recht. Im Tanzkurs haben wir jetzt Joachim kennengelernt. Der läßt sich lieber Joe nennen und spielt Streetball. Wir hatten vier Mädchen zuviel, und so mußten immer welche Mädchenpaare machen. Erst hat Saskia mit Joe getanzt und beide haben voll viel gelacht, wegen der Schrittfehler. Beim nächsten Auffordern holte er mich, und da ging es natürlich schon besser. Ich habe ihm ganz oft in die Augen geguckt, dunkelbraune Augen mit ganz langen Wimpern. Es ist einfach passiert – ich habe mich verliebt. Den nächsten langsamen Walzer tanzten wir auch noch zusammen. Beim Nachhauseradeln redete Saskia kein Wort mehr mit mir. Jedesmal, wenn ich was sagen wollte, fing sie ganz feste an zu klingeln. Irgendwann kratzte die Klingel nur noch, dann war sie kaputt. Dann hat sie mich angeschrien, daß Joe nicht rothaarig ist. Wir haben uns voll gestritten und waren dann jeder allein auf seinem Zimmer. Und dann ist das passiert, was immer passiert, wenn wir uns streiten: vor dem Einschlafen versöhnen wir uns doch wieder. Wegen unserer telepathischen Fähigkeiten spüren wir natürlich, daß es der anderen auch leid tut. Und Saskia spürt dann auch, daß ich schon unterwegs bin, runter in ihr Zimmer. Da muß sie gar nicht hochkommen, denn sie weiß ja, daß ich komme. Ich sitze dann immer auf ihrer Bettkante, und wenn ich mich entschuldigt habe, läßt sie mich mit unter die warme Decke, und wir vertragen uns wieder. Damals mit Joe haben wir ausgemacht, daß, wer ihn durch Zufall zuerst trifft vor der nächsten Tanzstunde, ihn kriegt. Mir ging es danach echt viel besser, weil ich wußte, daß wir uns nicht mehr wegen eines Jungen streiten würden. Und außerdem ist Joe ja wirklich nicht rothaarig. Saskia hat dann Joe auch zufällig auf einem Spaziergang nach dem Geigenunterricht getroffen, beim Basketballkorb im Park. Sie kamen Händchen haltend zu uns nach Hause, er hat ihre Geige getragen. Es war ja so ausgemacht gewesen, und Saskia hatte einfach Glück. Aber weh getan hat es trotzdem. Abends war ich zum ersten Mal allein im Jugendclub. Normalerweise trinken wir nie Alkohol, aber dort habe ich eine halbe Flasche Baileys gekippt. Daniel hat die restliche Hälfte getrunken. Er wollte ja immer was von Saskia und war total fertig, als ich ihm das mit ihr und Joe erzählt habe. Wir

haben da noch lange gesessen und später auch geküßt. Er ist zwar auch nicht rothaarig, aber Saskia hat ja jetzt Joe. Daniel hat mich heimgebracht, und bei Saskia brannte noch Licht, Joe war noch da. Daniel hat mich zum Abschied ganz feste umarmt und geküßt, ich glaube, wir sind jetzt zusammen. Ich fände es – Oops, Saskia kommt hoch. Ich höre besser auf. Sie kriegt das mit dem Tagebuch bestimmt in den falschen Hals. Schließlich haben wir ja keine Geheimnisse voreinander.

Thomas Klute

Einblicke

Krach – die Tür. „Na, klassisch in die Nesseln gesetzt.“ Hätte ihm jemand diese Geschichte erzählt, so hätte er sie wohl mit einem knappen „shit happens“ oder „selber schuld“ abgetan. Es war die Art von Sprüchen, mit denen er viele Geschichten kommentierte. Nun war er „selbst schuld“. Sich Optionen offen halten, die Methode, mit der er sonst sein Leben in die richtigen Bahnen lenkte, hatte diesmal versagt. „Warum ist das nur alles so schwierig?“ Das Risiko war er eingegangen, seine Prinzipien über den Haufen geworfen, die Grenzen des Erlaubten überschritten. „Klar, dass so etwas ins Chaos führt!“ Die jeweilige Nähe war verführerisch, die Entscheidung fern. Nur alleine sein, das wollte er nicht. Ein letzter Eindruck von ihr, dann die leere Wohnung. Die Kommode, die sie gemeinsam auf dem Trödel erstanden hatten, schien gealtert zu sein. Die Holzwürmer hatten ihren Dienst getan. Das Tageslicht schien fahl auf das Holz, als fehlten einige Nuancen.

Schwimmen. Ein paar Fische stoben auseinander, als sie in den See sprangen. Die Sonne spielte in den Wellen. Sie tauchte und zog ihn am Bein unter Wasser. Die knappe Luft ließ sie kurz darauf als Knäul von Armen und Beinen wieder auftauchen. Sie lachten. Ihre Energie schien unermesslich. Er hangelte sich ans Ufer und sank auf die Decke, immer noch nach Luft ringend. Jetzt hatte er die Chance, sie in Ruhe zu betrachten. Ihre Haut glänzte von der Nässe des Wassers, das scheinbar auch nicht von ihr lassen konnte – verständlich. Die Füße im Sand, lag sie rücklings auf den Felsen. Glücklich. Leicht drehte sie den Kopf und schaute ihn an.

Sie war ohne Zweifel hübsch. Wenn sie ausging, steckte sie ihre Haare immer auf – akkurat. Heute war ihr das wieder besonders gut gelungen. Die Haarsträhnen, die sich dem Zwang der Klammern hatten widersetzen können, gaben ihr den Ausdruck von Verwegenheit. Ihr Lächeln verzauberte. Es gab wohl niemanden, den sie nicht angesichts ihres Lachens fröhlich zu stimmen vermochte. Ihre Augen bargen vertraute Geheimnisse. Ihr flüchtiges Zwinkern hatte ihn schon so manches Mal um den Verstand gebracht.

Er schlug die Seite um. Zuviel. Er stellte das Fotoalbum zurück an seinen Platz.

Felix Koch

Messing

Ich habe ihn immer gesucht, immer wieder, Tag um Tag. Im Sommer, wenn der saure Ampfer Samen wirft und Schotter die Luft blühen und flimmern läßt, suche ich ihn an den kühlen Orten. Dann wohnt er in Gletscherfalten und hinter flechtigen Findlingen, unter Pappeln, in leeren Hafenspeichern, er meidet das allzu Trockene. Manchmal erkenne ich Muster im Moos, dann weiß ich, daß er dort gewesen ist. Ich kann ihn darin lesen, doch es ist immer schon zu spät, er ist längst gegangen. Sein Geruch ist noch da: stets ist sein Geruch wie von abgestandenen Butterblumen um die Orte, an denen er mich flieht.

Oh, dumm ist er nicht, das weiß ich. Selbst das schönste Versteck verschmäht er, wenn es zu einfach ist. Niemals würde er unter der Matratze kauern oder hinter dem Holunder. Orte, an denen ich einmal nachgeschaut habe, meidet er für immer. Ich habe gelesen, daß Grasmücken nicht mehr ans Nest zurückkehren, wenn die Halme und Stöckchen von fremdem Tierduft entstellt sind. Ich überlege mir gerne, wo er es noch nicht versucht haben könnte. Meine Mutter sagt oft, daß ich ein Gespür habe für solche Dinge, eine Begabung, so sagt sie, manche lachen dann. Ich weiß aber, daß sie recht hat, und ich arbeite an mir. Ich setze mir Regeln, nicht, daß ich ohne Plan suchend ausschwärmen würde, nein, ich kartiere alle Orte. Wenn er nicht ist, wo ich ihn vermutet habe, weiß ich, daß ich noch lernen muß.

Die Spuren, die er legt, dienen ihm nur dazu, sich zu tarnen. Einmal fand ich eine Taube, zerdrückt, die Augen verstaubt, er weiß, was mir Tauben bedeuten. Sie verstehen mich, ohne zu blinzeln, nehmen sie meine Geschenke an, und ihre Köpfe nicken dabei.

– Ich erkenne seine Spuren immer. Manchmal wirken sie zufällig, ungewollt, es ist, als hätte ich ihn ertappt. Ich stelle mir dann vor, wie er sich überstürzte, sein feindselig gewordenes Lager zu verlassen, weil ich ihm nahte. Seine Schuhe konnte er nicht mehr mitnehmen, mir sind sie viel zu klein, seinen fetten Hasen und die Fliegenklatsche hat er dagelassen. Ich sammle die Dinge, die er auf seiner Flucht verstreut, bald hat er nichts mehr. Bei mir sind sie im Warmen, ich habe einen Katalog angelegt, und wenn die Zeit gekommen ist, werde ich sie ihm Stück für Stück nachweisen. Nur bei den eingelegten Schalotten,

manchmal sind sie schon angebissen, kann ich mich nie beherrschen. Verzeichnet habe ich sie aber.

Warum hat mein Zwilling mich verlassen? Er muß verloren gegangen sein, in einem Museum bei Kassenschluß, an einer Tankstelle, im Auwald, vergessen stehengelassen und nicht wieder erinnert. Ich stelle mir ihn dort vor, sein Gesicht ist lang und grau und ohne Vorwurf. Meistens lehnt er an einer Wand oder an einem Pfeiler, starr wie ein Schneemann. Wenn ich ihn anspreche, regt er sich nicht, dabei möchte ich, daß er mit mir redet – daß er blinzelt, daß er mir sagt, warum er nicht rief, als man ihn von der Hand ließ. Ich war noch ein Kind damals, so lange ist es her. Daß er fehlte, habe ich erst viel später bemerkt. Jetzt versteckt er sich aus Trotz, obwohl mein Bemühen unausgesetzt ist und selbst die größte Zwillingsliebe übersteigt.

Vielleicht auch, daß er mich früher schon verlieb, daß er von mir in den Bauch der Mutter zurückgetreten wurde oder unachtsam fallen gelassen wurde als Balg und auf den Fliesen zerplatzte. Aber früher, als wir noch unzertrennt waren, da waren die Sommer gelb und lang, wie die Feder am Hut meines Vaters.

Ich habe Hirse ausgestreut, um ihn anzulocken. Ich habe es mit süßem Spätobst versucht und mit schwarzschillernden, knusprigen Käfern. Ich mußte die Gehwegplatten wegstemmen, um sie zu finden, und selbst dann krabbelten sie fast zu schnell für mich. Aber was kümmert das meinen Bruder, er hat ein kaltes Gemüt und bleibt unbeeindruckt. Manchmal fürchte ich mich vor ihm, dann lasse ich meine Fallen stehen und verstecke mich im Heu. Ich spüre seine bösen Willen: ich soll glauben, er bringe mir Geschenke, dabei will er mich bestehlen, ich brauche seinen Plunder nicht, aber er versucht, mir vorwegzuleben und läßt für mich nichts als Felder voller abgeknickter Halme. Ich male mir aus, wie ich in eine Stadt komme, keiner will mich kennen, weshalb auch, mein Zwilling war schon dort. Die Leute denken sich gleich, wer ich bin, ich sehe ja fast genauso aus wie er, und sie meinen, schon mehr als genug über mich zu wissen.

In meinem Zimmer steht ein Käfig aus Messing, ich habe ihn schon vor Jahren angeschafft, und wenn mein Zwilling kommt, sperre ich ihn hinein. Man hat mir gesagt, auch Kunstharz oder Formaldehyd seien für die Aufbewahrung geeignet, aber da kann er nicht mehr reden. Ich stelle mir vor, wie ich das schwarze Tuch herunternehme und seinem lichtentwöhnten Blick standhalte, so lange ich nur will, tagelang. Danach schlafe ich ein, und mein Atem geht mit seinem, als sei es immer so gewesen.

Noch ist der Käfig leer, aber manchmal setze ich mich selber hinein, nur um zu wissen, wie es sich anfühlen wird. Es ist ein guter Ort, wenn ich das Gitter verriegele, kann mein Zwilling nicht herein. Wenn ich nur lange genug warte, wird er mich hier finden.

Julian Kramer

Weiterleben

Ein Abschiedsbrief

Auf den Tag genau vor drei Jahren sah ich Deine Todesanzeige in der Zeitung. Schlicht, ein ganzes Leben komprimiert auf ein paar Quadratcentimetern.

Dein früher Tod kam unerwartet, wie ein gewaltiger Schlag vor die Brust. War es doch erst wenige Jahre her, daß wir zusammen durch die Wälder gestreift waren und neue Wörter erfunden hatten.

Du warst schön, konntest Menschen bezaubern. Eine natürliche Schönheit, nichts Aufgesetztes oder Künstliches. Ich sehe Deine Augen vor mir, Deine tiefgrünen, lachenden Augen.

Als wir uns das letzte Mal trafen, auf einem Konzert im Stadtpark, war Dein Blick schon ganz umnebelt. Du erkanntest mich nicht mehr. Ich kann heute nur spekulieren, was Dich in die Welt der Drogen gezogen hatte. Ich kannte Dich als fröhlichen, strahlenden Menschen. Ist Dir Deine Schönheit zum Verhängnis geworden? Fühltest Du Dich nur noch als schöne Hülle bewundert, eine starre Maske?

Ich kann heute nur versuchen, mich in Dich hineinzusetzen. Du kamst aus einem behüteten Elternhaus, Dein Vater war ein angesehener Architekt, Deine Mutter beschränkt auf den Haushalt. Hat die zerbrechende Ehe Dir den Boden unter den Füßen weggezogen, Dein geordnetes Leben ruiniert?

Von der Scheidung Eurer Eltern erfuhr ich durch Deine kleine Schwester, eine Schönheit wie Du, aber praktischer veranlagt. Sie erzählte mir auch von Deiner Einweisung in das psychiatrische Landeskrankenhaus, beiläufig, zwischen zwei Schlucken aus ihrer Kaffeetasse.

Wer oder was hatte Dich so gefährlich gemacht, daß man Dich vor Deinen Mitmenschen wegsperren mußte?

Über die Art Deines Todes in diesem Gefängnis weiß ich nichts. Dieses Wissen würde auch nichts ändern daran, daß Du nicht mehr lebst, ich Dich nicht mehr zufällig auf der Straße treffen, Dich nicht mehr nach Deinen Wünschen und Träumen fragen kann.

Bei uns, die Dich gekannt und geliebt haben, hinterließ Dein Tod Leere. Hattest Du das Recht, so unerwartet zu gehen, ohne Abschied, ohne eine letzte Umarmung?

Ich habe Deine Entscheidung nie verurteilt, da ich mir nicht anmaßen wollte, über die Umstände Deines Todes und damit Deines Lebens zu richten. Du wolltest nicht bleiben, sahst keinen Sinn mehr darin, Dich in einem Meer von Unverständnis zu plagen.

Es war Dein Leben, und es war Deine Entscheidung. Ist nicht unser aller Leben eine Kette von Entscheidungen, die jede einzelne Biographie einzigartig machen? Deine Entscheidung rüttelte mich auf und zwang mich dazu, meine eigene Entscheidungsfreiheit zu erkennen. Freiheit macht Angst, weil sie immer von Ungewißheit begleitet ist.

Seither habe ich mich jeden Tag aufs Neue für das Leben entschieden. Für die Sonne und die Blumen, die Farben und Gerüche, das Lächeln und die Wärme, die Musik und die Sterne.

Mireille Martin

Ich und mein Zwilling

Wir stehen hier schon sehr lange. Wir haben schon alles gesehen.

Am Anfang waren wir beide nur winzige Samenkörnchen. Wieviel Kraft hat es gekostet, die harte Erde zu durchbrechen, wie oft habe ich geglaubt, es niemals zu schaffen. Und dann das erste Mal von klarer Luft umweht werden, befreit aus der dunklen Gruft – das hat gutgetan! Alles war neu und aufregend, wir konnten uns gar nicht satt sehen an der bunten Welt, die uns umwarb. Aufgesaugt haben wir, was wir nur konnten: die Sterne, die die Nacht mit einem funkelnden Licht überstrahlten, die Felsmassive über uns und die Hütten, die sich im Tal aneinander lehnten. Wir konnten es kaum erwarten, bis wir endlich groß genug waren, um bemerkt zu werden.

Dieses erste Jahr war das Spannendste in meinem Leben, brachte aber auch den größten Schrecken, als eines dieser mit soviel Mühe hervor-gebrachten Blätter meines Zwillings zu Boden fiel. Ich mußte zusehen, wie sich nach und nach all seine grünen Zweige verfärbten und ihre Blätter verloren, bis ich bemerkte, daß mit mir das gleiche passierte. Niemals wieder verspürte ich einen so großen Wunsch wegzulaufen, nicht mehr auf das Sterben sehen zu müssen, das an meiner Seite geschah.

Viele Jahre später erkannte ich bereits am Zug der Vögel, wann die Zeit nahte, in der sich unser Laub verfärbte und sich so die kalte Jahreszeit ankündigte. In den ersten Jahren hatte ich es als furchtbar empfunden, dem Schnee und Eis schutzlos ausgeliefert zu sein. Aber dann entdeckte ich tief in mir eine Kraft, die mich in der Geborgenheit der kalten Erde mit meinem Bruder verband und die im Frühjahr neue Zweige hervortrieb. Die ersten Zeichen des Wandels bemerkte ich immer an meinem Spiegelbild: das Verfärben der Blätter im Herbst und die frischen Knospen im Frühling.

Mit der Zeit haben wir uns entgegengereckt. Zuerst eine Berührung, dann wanden sich unsere Äste umeinander, untrennbar verbunden. Unter unserem Dach haben Rehe Zuflucht gefunden, Wanderer Schutz gesucht und einmal fand hier sogar eine Hochzeit statt. Wie stolz waren wir damals, niemand war so beliebt wie wir.

Es gab auch Zeiten, in denen ich meinen Bruder haßte, der mir jede Möglichkeit nahm, etwas Einzigartiges zu sein, der von meinem Wasser trank und mein Wachstum einschränkte. Ich habe ihn gehaßt, wenn die Blumen in seinem Schatten schliefen und wenn die Kinder in seinen Ästen kletterten. Wie habe ich ihn beneidet, um die Vögel, die ihn seinem Geäst ihre Nester bauten, wie oft habe ich mir gewünscht, ihn möge der Blitz treffen. Doch zogen die dunklen Wolken dann auf, so stützten und schützten wir uns gegenseitig und litten mit jedem abgebrochenen Ast des anderen.

Heute haben wir jeder unsere eigene Geschichte, unsere eigenen Narben und unsere eigenen Nester. Aber die Wiese, auf der wir stehen, hat sich verändert. Die Menschen hasten nur noch vorbei, die Musik aus dem Dorf wird vom Lärm der Stadt übertönt und wo früher zwischen uns Wasser von Stein zu Stein sprang, plätschert heute der Bach träge aus einem verrosteten Rohr. Nur wir beide sind uns treu geblieben, in tiefem Einvernehmen stehen wir hier, wir kennen uns.

Wir haben Menschen weinen und Tiere in unserem Schatten sterben gesehen. An einem schönen Sommerabend hat sich an einem Ast meines Bruders ein Mann erhängt. Mein Bruder war danach lange Zeit sehr still. Damals ist er krank geworden. Seine Blätter welkten vor der Zeit und seine Wurzeln zogen sich immer mehr zurück. Wie weit ich mich ihm auch entgegenstreckte, ich konnte ihn nicht mehr erreichen. Ich versuchte, ihn mit meinen Ästen vor Regen und Wind zu schützen und umsorgte seine Blätter mit Sonnenlicht.

Der vergangene Winter war der Schlimmste für mich, ich mußte zusehen, wie mein Bruder schwächer und schwächer wurde und kaum die Last des Schnees tragen konnte. Inzwischen ist es Frühling geworden und es zeigen sich die ersten Knospen an seinen dünnen Zweigen. Ich spüre eine Regung tief in der Erde, wie ein Erwachen aus einem heilsamen Schlaf. Mein Bruder wird weiterleben, hoch über dem Tal.

Ich spüre die Müdigkeit, es fällt mir von Jahr zu Jahr schwerer, neues Leben hervorzubringen. Die Kälte breitet sich immer mehr in mir aus, schon hat sie meinen Stamm erreicht.

Maria Slowinska

Samstag

Sein Zwilling sass auf dem obersten Ast der alten Eiche. Die Luft war noch diesig und fahl, die erblühenden Farben nur zu erahnen. Er kletterte ein paar Äste hinab und sprang. Es zog ihn in die Weite der Wiesen, und er rannte, den dunstigen Schleier zu lüften.

Er hatte die Nacht über nicht schlafen können, und auch jetzt liess der Schmerz nicht nach, nur durch die Müdigkeit betäubt, dumpf, fremd. Eine Feder des blassgrünen Ohrensessels am Fenster bohrte sich in seinen wundgelegenen Rücken. Er versuchte, sich darauf zu konzentrieren. Die Feder gab nach. Er legte sich mit dem Gesicht auf den Boden. Der staubige Geschmack schluckte seinen eigenen, bitteren Atem. Gleich würde die Mutter kommen, um ihn zurück in sein Bett zu heben. Bis zum Frühstück würde er dann wieder die sechzehn mal achtzig dunkelgrünen Fichtenzweige auf den vierunddreissig vergilbten Tapetenbahnen zählen. Er atmete tief durch und hörte dem Husten zu.

Atemlos liess er sich in das Gras fallen, griff die Halme und zog sich an ihnen hinunter in den Grund, bis er selbst ebenso kalt und durchnässt war. Die Sonne ging auf.

Nach dem üblichen Frühstück, laue Milch und Haferschleim, das er wie üblich erbrach, wurde er wieder in den Sessel gehoben. Als hätte er das nicht selber gekonnt. Schliesslich war heute Samstag. Ohne nachrechnen zu müssen, wusste er, dass Samstag war. Der Sonnenaufgang hatte Gleichgültigkeit und Duldsamkeit vertrieben. Er hatte Herzrasen. Nach weiteren sechzehn mal achtzig mal fünf Fichtenzweigen hörte er endlich die Türglocke. Schritte im Salon, Knarren, die Tür – und dann ihre Stimme. Sein Herz vergass zwei Schläge und empfing statt dessen ihren Morgengruss. Er horchte ihren Schritten. Schneller, fröhlicher als sonst durchtanzten sie den Salon und betraten den Flur zu seinem Zimmer. Schon seit langem hatte er den Flur nicht mehr gesehen. Er kannte nicht mehr die Farbe des Teppichs, aber er wusste, der Teppich war dick und weich. Ihre Schritte waren nur noch zartes Wispern. Und er wusste, der Flur war lang, dreiundzwanzig der lebensfrohesten weiblichen Schritte lang. Heute waren es sogar nur zwanzig.

So lange hatte er darauf gewartet sie wiederzusehen. Zusammen saßen sie am Wasser, und sie beobachtete darin die Wolken. Er beobachtete sie. Leicht über das Wasser gebeugt, in dem hellblauen Sommerkleid wurde sie eins mit dem Himmel. Ihre dunkelbraunen Haare waren ihr ins Gesicht gefallen, er strich sie weg. Sie kniff die Augen zusammen, liess ihre Sommersprossen tanzen und rannte davon.

Sie sprang ins Zimmer und liess sich mit ausgebreiteten Armen aufs Bett fallen. „Soll ich die Fenster nicht aufmachen, der Morgen ist so schön!“ Er konnte nicht sprechen, es hätte den Klang ihrer Stimme im Raum zerstört. Sie setzte sich auf. „Ich habe eine Überraschung! Aber erst einmal werde ich dir das Buch zuende vorlesen, ich bin doch so gespannt, wie es ausgeht.“ Sie lachte, griff nach dem Buch und schlug es auf. „Seite dreihundertvierzig?“ Er drückte sich tiefer in den filznenen Sessel und schaute aus dem Fenster.

Er hielt ihren kleinen, kräftigen Körper und beobachtete sie, während sie sich küssten. Ihre Nase kräuselte sich leicht und die dichten, kurzen Wimpern zuckten. Ihre Wärme strahlte tief in ihn hinein.

Mit einem erstaunten Lachen schlug sie das Buch zu. „Hättest du das erwartet. Ich hatte mit einem ganz anderen Schluss gerechnet.“ Er seufzte. „So, und jetzt kann ich Dir auch die andere Überraschung verraten. Oder nein. Rate.“ Er hustete. Schnell sprang sie auf, an ihm vorbei und öffnete das Fenster. Ihr fliederner Rock wirbelte leicht herum, sie lächelte ihn an. „Also schön, ich sag´ s dir. Ich werde nächste Woche heiraten. Mein Vater hat endlich zugestimmt, ist das nicht wunderbar? Deshalb muss ich aber heute schon früher gehen, es gibt doch so viel zu tun. Ich kann es gar nicht begreifen, es kommt ja so plötzlich, nach all der Zeit. Natürlich bist Du zur Hochzeit eingeladen. Nächsten Samstag. Du kommst doch? Deine Mutter hat schon zugestimmt.“ Er nickte. Nach kurzem Zögern küsste sie seine blasse Stirn und lief hinaus. Der Flur, fünfzehn Schritte, der Salon, ihre Stimme, die Tür. Er hielt sich am Sessel fest, dann am Festerbrett. Er stürzte seinem Zwilling entgegen.

Alexander Thies

Jahr des Sommers

Ein vertrauter Zufluchtsort ist sie ihm, die Holzbank im Park mit dem Weiher. Oft hat er dort gesessen, wo die Gedanken frei waren und die Seele ruhig. Bleierne Hitze liegt nun über ihm, und er weiß nicht, ob nicht nur er sie spürt. In seinen Händen liegt das aufgeschlagene Buch, die Seiten noch weiß. Lange ruht sein Blick darauf, als schrecke er davor zurück, ihm etwas anzuvertrauen.

„Glücklich bin ich wohl nie gewesen. Lange Zeit habe ich eine Maske getragen. Ich war ein Schauspieler, dessen Rolle es war, lebensfroh aufzutreten. Andere waren mein Publikum, doch waren sie gleichzeitig Schuld an meiner Misere. Ohne sie hätte ich mit jenem Spiel nie begonnen. Ich habe immer Angst vor dem Leben gehabt. Nie konnte ich ihr wirklich entkommen. Daß ich von ihr Tag und Nacht heimgesucht wurde, mußte ich verbergen, denn niemand hätte mich verstanden.“

Eine alte Frau geht langsam den Weg am Weiher entlang. Häufig bleibt sie stehen. Sie mustert den jungen Mann, der auf der Holzbank sitzt, und ihr Gesicht verrät Skepsis. Seine Haare sind auffällig gefärbt, er trägt dunkle, eng anliegende Kleidung. Kurz treffen sich ihre Blicke. Schnell wendet sie sich ab und sieht zu Boden. Er beobachtet, wie die Frau mit gesenktem Kopf an ihm vorübergeht. Die Anspannung in ihren Augen ist ihm nicht entgangen, und er fragt sich, was dieser Mensch in seinem langen Leben erlebt hat.

„Soviel Zeit habe ich vertan, bis ich herausfand, wer ich bin, was ich wil. Es war eine Befreiung, die Maske endlich fallenlassen zu können. Plötzlich gab es Sinn! Akzeptieren mußte ich, daß meine Handlungen beurteilt werden, ja verurteilt. Viele amüsieren sich bei ihrem Anblick von Männern, die sich miteinander Arm in Arm zeigen, manche rümpfen die Nase. Sie wissen ja nicht, wie schwer es sein kann, das unter ihren Augen zu tun.“

Die Sonne ist hinter die hohen Bäume gesunken, die der Bank nun Schatten spenden. Er atmet tief ein und legt den Kopf zurück.

„Ich sehe Menschen um mich herum, doch ich fühle mich weit entfernt von ihnen. Ihre Wirklichkeit ist nicht mehr meine. Alle Gewißheit ist mir verloren gegangen.“

Er klappt das Buch zu, als der innere Widerstand gegen das Schreiben übermächtig wird. Durch die laue Abendluft verläßt er den Park und geht die Straßen entlang. Das kann angenehm sein, denkt er, gehen und nicht aufhören. Vorbei an Geschäften, Häusern und Menschen. Immer neue Eindrücke, die das Gehirn beschäftigen und es nicht ruhen lassen.

Zurück an seinem Schreibtisch erinnert er sich, daß er nachdenken will. Auf dem Tisch stellen sich ihm düstere Zeichnungen entgegen. Einitge Zeit sitzt er regungslos vor morbiden Geschöpfen. Dann nimmt er das Buch hervor und überfliegt im Kerzenschein die beschriebenen Seiten.

„Ich weiß nicht, wie sehr ich die Zukunft wirklich fürchte. Verdränge ich meine Angst? Manchmal, wenn ich gerade aufgewacht bin, erscheint es mir wie ein furchtbarer Traum, der endlich zuende gegangen ist. Habe ich mich in diesem kalten Leben gefunden, nur um mich wieder zu verlieren? Mir bleibt nichts als der Augenblick – ich kann nicht planen, was ich in den nächsten zwanzig Jahren tun werde. Verlieren kann ich nichts mehr.,,

Ruhig betrachtet er das flackernde Licht der fast verbrauchten Kerze. Er weinte. Wieder muß er an jenen Tag denken, als sich seine Welt veränderte. Als er erfuhr, daß der Test positiv ausgefallen sei.

Sara Tolok

Absprung

Beinahe zehn Jahre ist es her, dass ich in die Stadt gezogen bin. Als sei es gestern gewesen, habe ich noch die letzte Umarmung mit Elisabeth vor Augen, Georgs letzten Kuss... Frau Leimgruber, die mir noch während der Abiturzeit nach dem Einkaufen ein Stück „Landjäger zum Gleichessen“ in die Hand drückte, den knöchrigen Herrn Ruhknecht, der mit seinen 90 Jahren noch immer seine Einkäufe mit dem verrosteten Damenfahrrad nach Hause jonglierte! Manchmal frage ich mich, was ich 20 Jahre lang gemacht habe, in dem Dorf, in dem sich die Jugendlichen gegenseitig heiraten und sich „Frau Bäckermeister“ nach den Gallensteinen meiner Oma erkundigt.

Und trotzdem fiel es mir nicht leicht, aus Kufacker wegzuziehen! Es war mir schon klar, dass ich sämtliche Brücken und Bindungen hinter mir würde abbrechen müssen, um möglichst schnell den Sprung von den zwei Zöpfen und der blechernen Milchkanne zu Hochsteckfrisur und Champagnerglas zu schaffen. Wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukommt, hätte ich mich vielleicht nicht zu diesem Schritt entschlossen.

Meine ersten Gehälter gab ich nahezu komplett für „richtige“ Kleidung aus; ich sog Vokabular und Sprachmelodie der Menschen hier in mich auf, immer darauf aus, meinen bäuerlichen Dialekt zu verbergen. Auch meine kleinen Fettpölsterchen bildeten sich zurück.

In dem Maße, wie sich erste Erfolge einstellten, verstummte auch das Gerede meiner Kolleginnen. Man fragte mich, ob ich nicht mit in der Kantine zu Mittag essen wolle, ja, man verschwieg mir nicht einmal mehr den Betriebsausflug.

Natürlich ist mit eleganten Hosenanzügen, gehobener Sprache und Normfigur noch keine Mark verdient. Deshalb war ich stets darauf bedacht, „sämtliche Aufgaben zur vollsten Zufriedenheit“ meiner Vorgesetzten auszuführen und mich von nichts ablenken zu lassen. So öffnete sich der Fahrstuhl, der mich zu meinem Arbeitsplatz entlässt, Etage um Etage höher.

Als ich vor einigen Wochen wieder befördert wurde und nach einem anstrengenden Arbeitstag mein 3-Zimmer-Appartment in der Innen-

stadt betrat, streifte mein Blick mein Spiegelbild in figurbetontem Kostüm und den schillernden Perlenohrringen. Für einen Augenblick schien es mir, als dufte selbst mein Abbild nach dem edlen Parfum, das auch nach 13stündigem Arbeitstag nicht verflogen ist. Unwillkürlich legte sich ein Lächeln auf mein Gesicht. Ich freute mich auf die bevorstehende Weihnachtsfeier.

Ich trug ein Cocktail-Kleid mit wenig Stoff und einem Etikett mit dem richtigen Namen. Ich erntete bewundernde Blicke, wurde zum Tanz aufgefordert und zu rotem, süßem Wein eingeladen. Ich fühlte mich wie die Hauptperson in einem französischen Roman. Es war schon spät und meine Zunge nicht mehr ganz so flink, als die Hand eines der wenigen Vorgesetzten, die ich noch habe, den linken Spaghetti-Träger meines Kleides an die rechte Stelle rückte, da dieser sich von der nackten Schulter gelöst hatte.

Wir werden wohl nie darüber sprechen, was dann geschehen ist. Wir grüßen uns freundlich wie immer und arbeiten wie gewohnt hart. Nur meide ich nun mein Spiegelbild, denn seit dieser Nacht besteht mein Lebensinhalt darin, meine Arbeitszeit nach der seinigen zu richten und ihm die Post zu bringen, als sei ich seine Sekretärin, nur um mit meinem Blick einen Zipfel seiner Krawatte zu erhaschen. Und nicht selten ertappe ich mich dabei, wie ich minutenlang auf die unleserlichen Züge seiner Unterschrift starre.

Nico Voigtländer

lam-'bras: Weg und Erkenntnis

Am Meer war er sehr lange nicht gewesen. Die Erinnerung daran hatte er zusammen mit den Bildern seiner Kindheit zurückgedrängt ins Dunkel des Unbewußten. Dort verblaßten sie. Immer seltener kam es vor, daß sie seinen grauen Träumen einen Anschein von Leben gaben. Er erkannte sie nicht, die Relikte eines anderen Lebens, angespült am Ufer des Zeitstromes. Sie zu fühlen, wagte er nicht, denn er fürchtete die Melancholie, und sie zu sehen, war ihm unmöglich, denn seine Augen hatten eine wichtigere Aufgabe. Sie durften den Weg nicht verlieren. Den Weg zum unbekanntem Gipfel, dem er so selbstverständlich folgte, den Weg, der sein und aller anderen Leben war.

Jeder beging den Weg auf seine eigene Weise. Einige bewältigten auch die schwierigsten Passagen mit Leichtigkeit. Sie waren die Schnellsten, mit ihren scharfen Augen fanden sie den Weg durch Geröllfelder, über Gletscher und an Abhängen entlang. Ihnen folgte die unbeholfen im Gleichschritt marschierende Masse. Die Augen knapp über dem Boden, krochen die Schwachen bergauf. Es fiel ihnen schwer, die Abdrücke der Vorausgeeilten im aufgewirbelten Staub zu entdecken, und jede Bewegung war ihnen eine Qual. Etwas jedoch unterschied sie von den anderen. Sie halfen einander. Die Schwermut und die Nähe des Tales verbanden sie.

So suchten, marschierten und krochen sie, jeder auf die ihm eigene Art. Bewegung hieß Leben, Stillstand bedeutete den Tod. Schon immer war dies der Lauf der Dinge gewesen. Von Zeit zu Zeit stritten zwar die Schnellsten um den Verlauf des Weges, wodurch die Marschierenden aufholten und im großen Durcheinander die Richtung vorgaben. Dies hatte aber nie die Bewegung selbst verändert.

Er gehörte der marschierenden Masse an, glaubte aber, er sei etwas Besonderes. Denn er meinte, den Marschrhythmus erkannt zu haben und hielt diesen nur noch zum Schein ein, um im geeigneten Moment schneller zu werden und zur führenden Gruppe vorzudringen. So wog er sich zufrieden in der Sicherheit der Monotonie.

Es geschah unerwartet. Nie hatte er es für möglich gehalten, stets hatte er den Gedanken daran verdrängt. Jetzt traf es ihn mit erbarmungsloser Härte. Unfähig es zu fassen, taumelte er, geriet aus dem Takt, versuchte

verzweifelt weiterzugehen. Er fiel auf die Knie und sank schließlich in sich zusammen. Er konnte den Weg nicht mehr sehen.

Schweigend marschierte die Masse vorüber. Einige Zeit danach schlepten sich die Schwachen an ihm vorbei. Mystisch anmutend folgten sie dem für ihn nicht länger sichtbaren Weg. Er versuchte zu schlafen, um sich der schleichend näher kommenden Gewißheit zu entziehen.

Sein Verstand gab es schließlich auf, sich das Unfaßbare zu erklären. Regungslos kauern bemerkte er, wie Wasser seine Knöchel umspülte und rasch höher stieg. Die Flut hatte ihn erreicht. Sie riß ihn mit sich fort. Jeder Tropfen widerspiegelte sein Gesicht, eine sich auflösende Maske. Tausendfach verstärkt drang dieses Bild in ihn ein, lähmte ihn. Er ertrank. Willenlos sank er dem Grund entgegen, doch da, endlich, quollen die vergessenen Bilder in sein Bewußtsein. Er hatte geträumt vom Leben, hatte geträumt von der Liebe. Jetzt sah er sich selbst. Aus dem Leben war Flucht geworden, und aus der Liebe war Angst gewachsen. Die Einsamkeit hatte ihn zu dieser Erkenntnis geführt, die ihm nun neue Kraft gab. Er schwamm, denn er wollte leben. Seinen Traum wollte er leben.

Als er auftauchte, sah er eine Insel am Horizont verschwinden. Dort suchten, marschierten und krochen die anderen, glaubten, dem Tal zu entsteigen. Doch wo sie das Tal vermuteten, wogte das Meer. Wo sie die Vergangenheit wähten, verwischte die Flut ihre Spuren.

Er trieb in der schäumenden See, gehalten nur durch ein verfaultes Stück Holz. Je stärker er sich daran klammerte, desto mehr zog es ihn nach unten. Wie sollte er seinen Traum leben, wenn das Leben die Flucht vor der Flut war? Sein Traum konnte in der Bewegung nicht existieren. Stillstand aber bedeutete, vom Wasser erfaßt zu werden, und Schwimmen lag nicht in seiner Natur. Stillstand bedeutete den Tod. Er wußte nicht, ob er leben oder sterben wollte.

Am Horizont sah er erneut die Umrisse einer Insel. An das verfaulte, vollgesogene Holz geklammert, schwamm er in diese Richtung. Doch je näher er dem Land kam, desto schwerer wurde das Stück, das noch eben sein Leben gerettet hatte. Schon hielt es ihn nicht mehr, sondern drohte, ihn in die Tiefe zu ziehen. Als er das Ufer erreichte, entglitt es ihm und versank. Noch während er landeinwärts lief, vergaß er, daß er sich auf einer Insel befand, vergaß das Meer, die Einsamkeit und seinen Traum.

Christian Weiß

Ich und mein Zwilling

Niemand ist gerne allein, besonders nicht an den langen Abenden im November. Deren Trostlosigkeit kann man nur ertragen, wenn man sich unter Leute begibt.

Es war schon nach Mitternacht, als ich nach Hause ging. Die Straßen waren leer und die meisten Kneipen hatten ihre Leuchtreklamen bereits ausgeschaltet. Mich fröstelte, obwohl der Rotwein von innen noch etwas wärmte.

Ich bemerkte, daß mir jemand folgte. Ich schlang den Schal fester um meinen Hals und beschleunigte meine Schritte. Meine Wohnung war nicht mehr weit entfernt. Trotzdem zog ich es vor, einen kleinen Umweg durch eine der Seitengassen zu nehmen. Immer noch hatte ich das Gefühl, daß mir jemand nicht von den Fersen wich. Ich begann zu rennen. Doch wohin ich auch lief, der Abstand zwischen meinem Verfolger und mir schien immer kleiner zu werden.

Ein paar Straßen weiter wußte ich nicht mehr, wo ich war. Nebel zog auf und machte es mir unmöglich, weiter zu sehen als bis zur nächsten Straßenecke. Irgendwann entkam ich dem Gewirr der verwinkelten Gassen und stand am Rheinufer.

Die Weite des Flusses gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Erschöpft ließ ich mich auf eine Parkbank fallen. Hier war der Nebel so dicht, daß man das gegenüberliegende Ufer nur vage erkennen konnte. Ich beobachtete die Schiffe, die vorüberzogen. Rheinaufwärts. Rheinabwärts. Manchmal fuhren sie so dicht aneinander vorbei, daß man meinte, sie würden sich berühren.

Ich muß wohl schon eine ganze Weile so aufs Wasser gestarrt haben, als ich feststellte, daß neben mir ein Junge saß. Ich blickte ihn verwundert an. Er lächelte schüchtern zurück. Der Junge war etwas kleiner als ich, hatte kinnlange Haare und trug einen langen grauen Wintermantel. Sein Gesicht war nicht besonders markant, er war schlacksig wie die meisten Jungen in seinem Alter. Dennoch war er mir sofort mehr vertraut, als die meisten Menschen, die mir täglich über den Weg liefen.

„Ich habe auf dich gewartet“, sagte der Junge. Erstaunt fragte ich zurück: „Sitzt Du schon lange hier?“ – „Ich warte bereits seit Jahre.“ Seine Gegenwart war mir nicht besonders angenehm. Ich wollte aufstehen und weitergehen, aber dieser Junge hatte etwas an sich, das mich faszinierte. „Warum tust Du das?“ Er wandte seinen Blick ab und starrte in den Nebel: „Wir sollten uns endlich kennenlernen. Aber immer, wenn ich Dich sah, hattest du keine Zeit für mich.“

Ich musterte den Jungen von oben bis unten. Er wirkte etwas unbeholfen, wußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Seine Beine steckten in viel zu kurzen Hosen. Warum er mich kennenlernen wollte? Er schaute mich fest in die Augen und sagte: „Ich weiß sehr viel von dir. Ich glaube eher, daß du mich kennenlernen willst.“ Sein Blick war so durchdringend, daß es mir schwerfiel, ihm standzuhalten. Wie konnte dieser wildfremde Junge so etwas behaupten? Als ob ich nichts Besseres zu tun hätte, als mich mit ihm auseinanderzusetzen.

Wir saßen ziemlich lange schweigend nebeneinander und blickten den Schiffen nach. Der Junge fing leise an zu weinen. Mein Mißtrauen wich und ich wollte ihn in den Arm nehmen. Als ich mich ihm zuwandte, war er verschwunden.

Ich fühlte mich allein.

Mireille Martin

Verhaltensbiologische Beobachtungen am Homo sapiens stiftensius

Ein Abendvortrag von Frau Prof. Heidi Moser

„Zoon logos echon.“ – „Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen.“ Soweit zu Aristoteles, Goethe meinte dazu: „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.“ Diese beiden zentralen Zitate der Menschheitsgeschichte charakterisieren am treffendsten den Homo sapiens stiftensius.

In einer zweiwöchigen, intensiven Feldstudie haben wir erstaunliche, neue Erkenntnisse über diese Spezies gewonnen. Unser besonderes Interesse galt dabei dem Verhalten dieser Art in Grenzsituationen.

Wenden wir uns zunächst dem Eßverhalten des gemeinen Stiftis zu. Die Mehrheit der beobachteten Herde gehörte offensichtlich zu den Fleischfressern. Da der selbständige Jagdtrieb zum Zwecke des Nahrungserwerbs nur noch rudimentär vorhanden ist, muß sich die Spezies festgelegten Fütterungszeiten unterwerfen. Die Fütterung erfolgt drei Mal täglich; offenbar gehört zu diesem Ritual nicht nur die übermäßige Nahrungsaufnahme, sondern auch die intellektuelle und physische Herausforderung. In diesem Zusammenhang ist uns ein Verhaltensmuster besonders aufgefallen. Der Automatismus des Serviettenfaltens tritt bei allen Individuen in unterschiedlicher Ausprägung auf. Er erfolgt oft unterbewußt während des gesamten Eßprozesses, wobei sich im Laufe der Zeit eine Vielzahl von Varianten herausgebildet hat. Die erfolglose Suche nach der optimalen Falttechnik scheint ein Urtrieb zu sein. Die Spezies läßt sich leicht anhand der Faltstrategie in unterschiedliche Gruppen einteilen. Besonders erwähnenswert finde ich an dieser Stelle das Phänomen Akademievegetarier, das nur eine Minderheit der Gruppe erfaßt hat. Bei dieser Erscheinung ist eine vorübergehende Störung der Fleischaufnahme zu beobachten, typische Merkmale sind das Mitführen einer kleinen, gelben Karte und ein übermäßig ausgeprägter Besitzerinstinkt.

Bei Völlegefühl und Bewegungsdrang neigt der Homo sapiens stiftensius zu waghalsigen Experimenten in der umliegenden Bergwelt. So macht sich der Stifti auf die Socken – zumindest bis zum Hoteleingang,

denn Wanderschuhe sind im Haus unerwünscht – angetrieben von dem Verlangen der Selbstfindung und findet schließlich so einiges, aber nicht immer den Weg. Bei einigen Exemplaren der beobachteten Art scheint das Streben nach Höherem dermaßen verinnerlicht, daß sie sogar eine Selbstidentifikation mit Hochgebirgswesen für nötig erachteten. Im Zuge unserer Beobachtungen entstand auch die Hypothese, bei solchen Unternehmungen handele es sich um Impo-
niergehabe.

Das führt uns zu einem weiteren, sehr interessanten Punkt im Verhalten des *Homo sapiens stiftensius*: der zwischengeschlechtlichen Kommunikation. Obwohl in den Wissenschaften anscheinend sehr bewandert, sieht die Praxis doch ganz anders aus. So gibt es zum Beispiel Gruppen, in denen zwei Männer mit acht Frauen zusammenleben, die sich alle in ihrer biologischen Blütezeit befinden. Das, meine Damen und Herren, sollte uns doch zumindest bedenklich erscheinen! Hoffen läßt allein die Vermutung, daß sich die Spezies ihrer Lage bewußt ist und durch spontane Bildung einer entsprechenden Arbeitsgruppe das Problem zumindest von der theoretischen Seite her angeht.

Jetzt kommt die einzige Stelle am heutigen Abend, an der Sie mitdenken müssen, ich sage Ihnen dann, wenn es vorbei ist: Was auf den Laien noch wie eine homogene Gruppe wirkt, zerfällt bei näherer Betrachtung in mehrere Subspezies.

Da hätten wir zunächst den *Homo sapiens stiftensius receptorius*, der sich durch eine besonders hohe intellektuelle Belastungsfähigkeit auszeichnet. So ist es ihm als einzigem möglich, in nur zwei Wochen 63 Referate relativ unbeschadet zu überstehen. Auffallend war, daß trotz der ausführlichen theoretischen Beschäftigung mit den Grundprozessen des Lebens – wie Liebesbeziehungen zwischen Rezeptoren und Liganden – die praktische Umsetzung größtenteils erfolglos blieb. Vielleicht ist dies dann doch mit einer intellektuellen Überbelastung zu erklären.

In unmittelbarer Nähe konnte man die Gruppe des *Homo sapiens stiftensius internetus* beobachten. Hier drängt sich eine weitere Klassifizierung geradezu auf. So ist es nötig, zwischen echtem und unechtem *Homo sapiens stiftensius internetus* zu unterscheiden. Der echte *Internetus* zeichnet sich durch Blässe und Bebrillung aus. Auch hier ist das Problem der Arterhaltung aktuell, ein echter Vertreter dieser Unterart ist zwar grundsätzlich männlichen Geschlechtes, hat aber als Freundin einen PC, den er allenfalls mit seinem Laptop betrügt, denn der kann überall. Die Fruchtbarkeit einer solchen Beziehung erscheint

fraglich, doch gibt es Grund für eine optimistische Zukunftsvision. Durch die Vernetzung aller Dinge wird sich diese Spezies über kurz oder lang virtuell fortpflanzen.

Ein ganz anderes Problem hat der *Homo sapiens stiftensius juristicus*, bei ihm scheitert das Unternehmen Reproduktion bereits am Ehevertrag. – An dieser Stelle habe ich eine Fußnote gemacht, die ich jetzt aber nicht vorlesen werde. – Hervorgehoben werden sollten auch die biologisch einzigartigen Denkstrukturen dieser Gattung. Nur ein kleines Beispiel: Der *Homo sapiens stiftensius juristicus* assoziiert jede ihm unterkommende Zahl mit dem entsprechenden Paragraphen. So wohnt der gemeine Jurist nicht in Zimmer 212, nein er wohnt in „Totschlag“. Gruppendynamisch stellte sich hier ein ausgeprägter Herdentrieb heraus, den Mitgliedern dieser Gruppe war es offenbar untersagt, mit den anderen Subspezies zu spielen.

Eine ähnliche Fixierung auf das Muttertier finden wir bei dem *Homo sapiens stiftensius familiaris*. Nahöstlich orientiert, fällt diese Unterart durch einen hervorstechenden Spieltrieb auf. So kann man sie an ruhigen Tagen in ihrer gemeinsamen Höhle beobachten, mit etwas Glück sogar beim Bau ihrer berühmten Legoskulpturen. Hier haben wir endlich eine überwiegend weibliche Gruppe, die aktiv zur Arterhaltung des *Homo sapiens stiftensius* beiträgt, indem sie sich mit Mitgliedern des *Homo sapiens stiftensius internetus* zum „Austausch“ trifft.

Vor allem in Eßsituationen fällt der *Homo sapiens stiftensius europaeicus* auf, da er sich durch spezielle Tischgespräche auszeichnet. Begünstigt wird dies durch eine artspezifische Deutlichkeit der klaren und dunklen Begriffe. Dadurch wird jede adäquate oder inadäquate Kommunikationsbarriere von vornherein durchbrochen. Das Denken der Mitglieder dieser Gattung trägt unverkennbare Züge der europäischen List.

Ein List, nennen wir ihn doch Franz, kam bei dem *Homo sapiens stiftensius musicus* allerdings nicht vor. (An dieser Stelle wollte ich einen Übergang machen.) Statt dessen hatten hier Kaskaden Hochkonjunktur. Erschwert wurde die Beobachtung dieser Unterart durch das scheue Verhalten der Individuen. Man sieht sie so gut wie nie in freier Wildbahn, sie lassen sich aber gut inmitten von Fichten beobachten, wo sie mit mystischen Klängen verbundenen Riten nachgehen.

Rituale finden sich auch beim *Homo sapiens stiftensius creativus*. Durch eine ausgeprägte Feinmotorik der Hände fließen die Worte zu

Papier, in ihrer Bewertung gleichen sie sich jedoch: am Thema vorbei, Anfang und Ende sollten gestrichen werden, stilistisch unvollendet und – der Schluß auf spezifische Art und Weise mißlungen!

Die Autoren

Friederike Böllmann studiert im fünften Semester Kommunikations- und Medienwissenschaft, Kulturwissenschaften und Russistik an der Universität Leipzig.

Julia Deutsch studiert im fünften Semester Zahnmedizin an der Universität Tübingen.

Marcus Foth studiert im fünften Semester Medieninformatik an der Fachhochschule Furtwangen im Schwarzwald.

Nadja Gitzen studiert im fünften Semester Sondererziehung und Rehabilitation an der Universität Dortmund.

Julia Haungs studiert im fünften Semester Theaterwissenschaft an der Universität München.

Jan Henning Höffler studiert im fünften Semester Volkswirtschaftslehre an der Humboldt-Universität Berlin.

Dorothea Kleine studiert im fünften Semester Anglistik an der Technischen Universität München.

Thomas Klute studiert im neunten Semester Informatik an der Universität Dortmund.

Felix Koch studiert im dritten Semester Geschichte an der Universität Freiburg.

Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Korff leitet das Philosophische Seminar der Universität Hannover.

Julian Kramer studiert im fünften Semester Slavistik – zur Zeit in Bratislava.

Mireille Martin studiert im fünften Semester Medizin an der Universität Leipzig.

Maria Slowinska studiert Nordamerikastudien, Politologie und Theaterwissenschaft an der Freien Universität Berlin.

Alexander Thies studiert im dritten Semester Sinologie an der Universität Leipzig.

Hans-Thomas Tillschneider studiert im dritten Semester Germanistik an der Universität Freiburg.

Sara Tolok studiert im dritten Semester Germanistik, Allgemeine Rhetorik und Musikwissenschaft an der Universität Tübingen.

Nico Voigtländer studiert Technischen Umweltschutz und Volkswirtschaftslehre an der Technischen Universität Berlin.

Christian Weiß studiert im fünften Semester Geschichte – zur Zeit in Paris.

Dank

Die Autoren danken allen Beteiligten
für die geleistete Unterstützung
vor, während und nach der Sommerakademie in Alpbach.
Ohne Sie hätte dieses Buch nicht realisiert werden können.
Unser besonderer Dank gilt...

Hella Kohrs
Anja Niehusen
Gerhard Vöpel

Friedrich Wilhelm Korff
Gert Ueding

Karin Duftner und Team

Wir danken ebenfalls allen,
die uns bei Recherchen behilflich waren.